

Juli-August 1957

DER MARIENBOTE

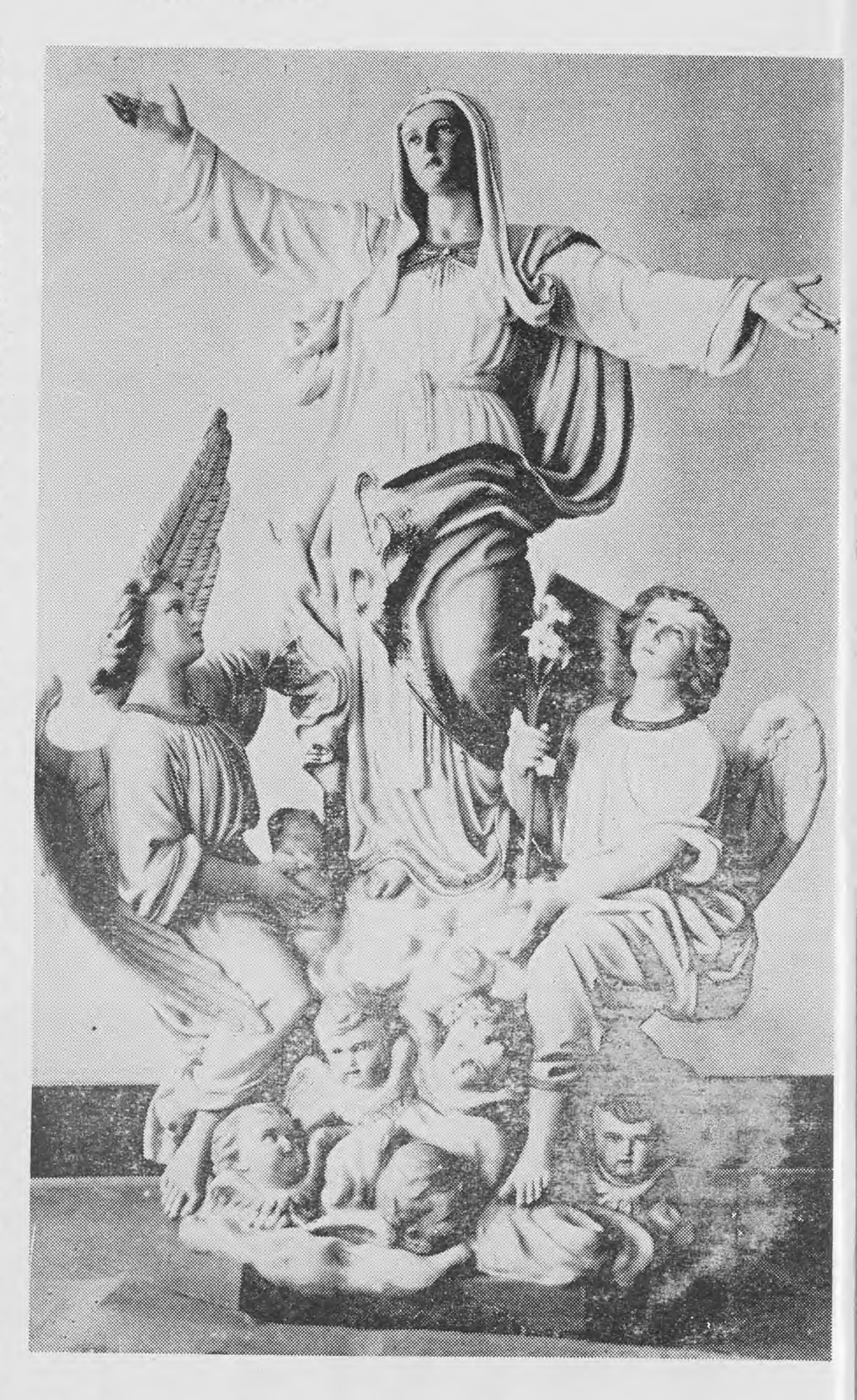
Das Herz der Mutter

von C. Willeke

Tag der Aufnahme Mariens in den Himmel, Tag der Verklärung, der Verherrlichung! Was mag an Freude durch dieses Herz ziehen, das einst vom siebenfachen Schwert der Schmerzen durchbohrt wurde? Welch ein seliges Erschrecken, ein überwältigendes Staunen, da nun ihr göttlicher Sohn Ring an Ring, Umkreis an Umkreis unfaßbarer Herrlichkeit vor ihr öffnete und sie, seine zarte Mutter, die kleine Magd von Nazareth, emporhebt über alle Stufen und Ränge der himmlischen Ordnung. Was ist der Mensch, das niedrigste unter Gottes vernünftigen Geschöpfen, vor den Engeln?

Maria aber wird erhoben über alle Engelchöre. Es neigen sich vor ihr Erzengel und Gewalten, ja noch die Cherubim und Seraphim, die in Liebe flammend an Gottes Thron stehen. ....

Und warum das? Weil die Gottesmutter durch die Geburt des Gottmenschen in eine solch innige Beziehung zum unendlichen, ewigen Gott gekommen ist, wie nie vor ihr oder nach ihr ein Geschöpf, auch nicht der erhabenste Engel. Im weiten Raum der uns bekannten und noch unbekannten Schöpfung ist sie die einzige, Auserwählte, in deren Schoß Christus, der als Gottessohn gleichen Wesens mit dem Vater, seinem menschlichen Leibe nach gleichen Wesens wurde mit ihr. In dieser Gottesmutterschaft wurzeln alle Gnaden, alle Auszeichnungen, alle Herrlichkeit Mariens. Selbst Luther schreibt noch (in seiner Auslegung des Magnifikatverses: Dieweil er mir große Dinge getan hat): „Da folgt alle Ehre, alle



Seligkeit ,daß sie im ganzen menschlichen Geschlechte eine einzige Person ist über alle, der niemand gleich ist, daß sie mit dem himmlischen Vater einen Sohn und einen solchen Sohn hat. So man sie Mutter Gottes nennt,

(Schluß auf Seite 6)

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

25. Jahrgang **Juli–August 1957, Battleford, Sask.** **No. 10**

Dies und Das

Auswanderer und Kirche Wie der St. Raphaelsverein berichtet, sind im Jahre 1956 etwa 35 000 Katholiken aus Deutschland ausgewandert. Dazu schreibt Dr. Franz Richter („Christ Unterwegs", 11/4): „Canada, das bisher den zweiten Platz unter den Zielländern einnahm, wird in Zukunft an die erste Stelle rücken, da die canadische Regierung bei der Erteilung des Visums großzügig verfährt, indem sie die Einwanderung weder durch Quoten begrenzt noch von einer Bürgschaft abhängig macht. Dank der Aufnahmefähigkeit des canadischen Arbeitsmarktes ist das Risiko, das mit dieser Einwanderung verbunden ist, relativ gering, so daß derjenige dieses Wagnis eingehen kann, der mit ernstem Willen in dieses mit Reichtümern gesegnete Land, das mit großer Zuversicht seine Weiterentwicklung fördert, hinübergeht, und der sich tatkräftig auf seine eigenen Füße zu stellen vermag."

Diese Feststellung muß jeden interessieren, der sich irgendwie für die Neuankommenden seelsorglich verpflichtet fühlt oder verpflichtet fühlen sollte. Weit mehr noch interessieren uns die Gründe, die heute — laut Berichten von drüben — so manchen Deutschen zur Auswanderung bewegen. „Der deutsche Katholik im Ausland" (April 1957) schreibt: „Auswanderungsmotiv ist gegenwärtig weniger Existenznot und Heimatlosigkeit als (trotz der wirtschaftlichen Konjunktur) Unzufriedenheit und Unsicherheit." Das heißt: Es gibt der Deutsche angestammten Heimatsboden und feste Anstellung auf, um im Ausland Sicherheit zu finden, wirtschaftlich vorankommen zu können.

„Während die Älteren und die Verheirateten an eine ständige Niederlassung im Ausland denken, hat ein Teil der Jugendlichen die Absicht, nur vorübergehend in die Welt zu gehen, um später mit größeren Kentnissen und Erfahrungen und mit viel Geld in der Tasche in die Heimat zurückzukehren."

Daß es viele geben wird, die sich von diesem „mit Reichtümern gesegneten Canada" anlocken lassen werden, und daß diese vielen, die nun kommen könnten, der Kirche ganz neue Probleme stellen werden, steht wohl außerhalb jeder Frage.

Da ist erstens das Problem: Wird der deutschsprechende Zweig der katholischen Kirche hier in Canada all die vielen katholischen Neueinwanderer fassen können? Wenigstens jene, die sich erfassen lassen wollen?

Nicht nur als Sprachgruppe, auch kirchlich sind die deutschsprechenden katholischen Neucanadier immer noch mehr oder weniger „formlose Masse", eine unorganisierte Gruppe katholischer Menschen in Canada. Zwar gibt es fast überall in unseren Städten katholische Kirchen mit deutschsprechenden Geistlichen, Kirchen, die Sontag für Sonntag auch gefüllt sind. Andererseits sehen wir aber auch viele unserer deutschen katholischen Neucanadier, Leute, denen die englische Predigt noch nichts geben kann, in nicht-

deutschen Kirchen der Sonntagsmesse beiwohnen. Sie möchten gerne katholisch bleiben, finden es jedoch zu umständlich, zu unbequem, in vielen Fällen auch zu kostspielig, meilenweit durch unsere weitausgebauten canadischen Städte zu fahren, um sonntags in der Kirche mit deutschem Priester zu sein. Andere, und es sind ihrer nicht wenige, haben keinen deutschsprechenden Priester in ihrer Nähe. Und wieder andere finden es „abstoßend", dem nicht ganz „vollkommenen Deutsch" jener Priester zu lauschen, die in Canada geboren und in englischer Schule erzogen, sich alle Mühe geben, dem deutschen Neueinwanderer in seiner Muttersprache zu predigen. Darum geht so mancher Neueinwanderer einfach zur Nachbarskirche, wo english oder französisch gepredigt wird.

Bis er dann eines Tages im Radio die Einladung hört, in klingendem, schönstem Deutsch: „Ihr religiös Heimatlosen, kommt zu uns!" Und viele gehen. Viele, die entweder keinen deutschen Geistlichen finden können oder denen es zu weit zur Kirche mit deutschsprechendem katholischem Priester ist, viele auch, denen die deutsche Predigt in der katholischen Kirche Gott nicht anziehend macht — die eben in der Predigt mehr nach warmer Heimat suchen als nach dem Gott des Kreuzes — verlassen die katholische Kirche, um anderswo nach "Heimat in Gott" Ausschau zu halten.

Neben diesen haben wir dann noch jene — wieviele es sind, weiß niemand zu sagen — denen Religion überhaupt kein Problem ist. Sie gehen in keine Kirche, fühlen sich dem Übernatürlichen keineswegs verpflichtet. Deutschsprechende Priester aber, die ihnen nachgehen könnten um sie zurückzubringen zum Glauben ihrer Väter, gibt es hier bei uns nicht viele.

Nun soll Canada an die erste Stelle unter jenen Ländern rücken, auf die der deutsche Auswanderungswillige sein Augenmerk richtet. Und Grund der Auswanderung sind nicht Arbeitslosigkeit und Heimatlosigkeit: Die Menschen, die gegenwärtig aus Deutschland herüberkommen und in Zukunft kommen werden, wollen etwas aus sich selbst machen, wollen sich wirtschaftlich besser stellen.

Wir möchten den Auswanderungswilligen drüben sagen: Die Kirche wartet auf jeden, und sie empfängt auch jeden einzelnen in der Liebe Jesu Christi. Wer immer guten Willens ist, findet überall deutschsprechende Priester. Wohl nicht immer gleich in der Nachbarstraße, doch wer ernst sucht, findet immer. Priestermangel verhindert uns, jedem einzelnen unserer Brüder und Schwestern nachzugehen — doch da ist andererseits auch immer die Gewissensfrage: Soll Gott den Menschen suchen, oder soll der Mensch sich aufmachen, seinen Gott zu suchen und zu finden?

Weiter möchten wir sagen: Jene, die nur vorübergehend nach Canada zu kommen im Sinne haben, um "später mit größeren Kenntnissen und Erfahrungen und mit viel Geld in die Heimat zurückzukehren" könnten hier leicht enttäuscht werden. Jeder Eingewanderte kann fünf Jahre nach seiner Ankunft in Canada canadischer Staatsbürger werden. Gerade jetzt macht sich hier jedoch eine Bewegung bemerkbar, die auf eine Gesetzgebung zielt, nach der jeder Neueinwanderer bereits nach zwei Jahren in Canada dokumentarisch seine Bereitwilligkeit erklären muß, nach Ablauf der gesetzlich vorgeschriebenen Frist canadischer Staatsbürger werden zu wollen. Es könnte leicht geschehen, daß man hier eines Tages ohne diese Unterschrift keine Arbeit mehr findet.

Und noch etwas möchten wir erwähnen: Es wird hier allgemein über die Gleichgültigkeit unserer deutschen Neueinwanderer dem öffentlichen Leben gegenüber geklagt. Viel zu viele stellen sich ganz auf sich selbst ein, stellen ihre Eigeninteressen hoch über alles andere, selbst über soziale, über politische, und leider auch über religiöse Pflichten. Falls sie sich "organisiren", dann kommen fast immer nur „neue Verbindungen" in Frage, die ihren Sonderinteressen entsprechen und die mit allem Eifer ins Leben gerufen werden, falls sie noch nicht vorhanden sein sollten — was auch meistens der Fall ist!

Der Kirche gegenüber hat man bereits nach kürzester Zeit canadischen Lebens so allerhand Vorwürfe: Da wird zu viel „vom Gelde" gesprochen; da gibt es keine „Empfangskommittees" an den Bahnhöfen; da wird nicht jene materielle Hilfe geleistet, die man doch „von der Kirche der Liebe Christi erwarten sollte"; da hat man einmal einen „mürrischen Geistlichen" getroffen; da wurde man einmal „schrecklich enttäuscht", weil irgendein Versprechen nicht eingehalten wurde usw. usw.

Im letzten Grunde ist es aber immer wieder das von der katholischen Kirche gepredigte Kreuz, das alle diese und noch viel mehr „Vorwürfe" in den Herzen religiös kaltgewordener Menschen gebiert. Die Kirche verlangt Opfer: Geldopfer, damit sie sich hier im Lande der Religionsfreiheit erhalten kann (das Gesetz der Religionsfreiheit besagt: Du darfst Deinem Gotte ganz ungestört nach deinem Glauben dienen, dein Gotteshaus mußt du dir aber selbst bauen und unterhalten, kannst nie auf Staatsunterstützung hoffen!) Und weiter fordert die Kirche die viel schwereren Geistesopfer: Du mußt Gottes Gebot heilig halten! Du darfst nicht nur „geistig" deinem Gotte angehören, du mußt auch körperlich und mit allen Kräften deines Geistes, mit deiner Intelligenz und mit deinem Willen, Gott dienen. Darum mußt du dich auch als Mensch — als katholischer Mensch — der Kirche mit ihrem Gottesdienst,

mit ihrem Vereinsleben, mit ihren sozialen Betätigungen anschließen.

Der katholischen Kirche Predigt geht — und wir können nichts daran ändern — der „Lebensphilosophie" vieler unserer deutschen Neueinwanderer geradezu gegen den Strich: Während sich der Einwanderer ganz darauf einstellt, „aus sich selbst" etwas zu werden, lehrt die Kirche: Du mußt aufgeben, aus dir selbst etwas werden zu wollen — wenn du wirklich etwas werden willst! Nur Christus kann in dir erfüllen, wonach du strebst — es sei denn, dein Streben gelte nur dem materialistischen Weltwahn und der Enge der alles soziale, kulturelle und religiöse Leben zerstörenden Eigensucht. Sollte das dein Ziel sein, dann könnte es wohl geschehen, daß du eines Tages geldgefüllte Taschen haben wirst. Doch „mit neuen Kenntnissen und Erfahrungen" unter anständigen Menschen „Heimat" zu finden, sei es wieder in Deutschland oder auch hier in Canada, das wird dem „nur auf sich selbst Gestellten" nie gelingen. Die Eigensucht hat keine Heimat hier auf Erden. Sie ist in ewiger Unruhe, gezeichnet mit dem Zeichen nieendender Unzufriedenheit.

Schopenhauer lehrt, „das Leben sei ein Geschäft, das sich nicht lohnt." Demgegenüber vertritt die Kirche die Ansicht, daß es sich doch lohnt, zu leben. Man muß nur einmal aufhören, „immer nur voll Zukunft" zu sein und ernst damit beginnen, die Gegenwart zu leben: Die Gegenwart des Christen, des Katholiken, der als Getaufter immer, jeden Augenblick, in Christus zu leben und sich zu bewegen bestimmt ist. Und zwar nicht nach dem Schlagwort: „Religion ist Privatsache", sondern immer in der „Gemeinschaft der Heiligen", in Gemeinschaft mit allen andern, beim Gottesdienst, beim Singen im Chor, beim Geschirrwaschen, Kirchendachstreichen, auch bei dem Organisieren von kirchlichen Laienvereinen, um der Kirche alle Herzen und Hände zu geben, die sie nötig hat um geben und schenken zu können.

Wenn man von der Kirche ein tausendfaches Herz und tausendfach zum Helfen und Schenken bereite Hände erwartet, muß man ihr auch diese tausend Herzen und Hände geben — und das zu tun, gerade das, sind viele unserer deutschen katholischen Einwanderer leider noch nicht bereit.

Die Kirche wird nie sagen, daß sie enttäuscht sei. Sie ist Kreuze gewohnt. Auch weiß sie, daß es ihre Bestimmung ist, wie ihr göttlicher Meister verkannt, ungeliebt, aufgegeben, beschimpft zu werden. Und doch ist sie immer da, uns heimzuholen zu Gott. Das Vergeben und Versagen ist bei ihr nicht nur so Tugend — es ist ihr ein heiliges Sakrament. Und als nächstes Geschenk nach dem Sakrament des Vergebens hat sie das Sakrament der ganzen Liebe in Christus Jesus, das Brot des Leben, das uns alle wirkliche Heimat finden läßt in Gott. Heimat für alle Ewigkeit. Eine Heimat, deren Frieden, Gewissensglück, Kultur und Adel schon hier auf Erden seinen Anbeginn hat.

In ewiger Unruhe und ewig Unruhe stiftend bleibt, wer sich selbst Lüge ist, weil er seine Taufabstammung von Christus und Christi Kirche verleugnet. Man mag darüber denken und diskutieren wie man will: Die Unruhe bleibt und das Unechte auch, denn zwei sind es, die sich nie belügen lassen: Gott und das getaufte Gewissen!

– Der Schriftleiter

UM EIN EIGENES HEIM
(Zum heiligen Joseph)

**Guter, heiliger Zimmermann,
Zeig uns bald ein Häuschen an,
Führ uns bald den Weg dorthin,
Sind auch arme Kammern drin,
Laß nur breite Fenster sein,
Daß die Sonne kann herein,
Und ein Plätzchen für den Herd,
Daß die Mutter uns ernährt,
Nur ein Eckchen für das Kind,
Daß die Engel bei ihm sind,
Nur ein Stüblein für den Mann,
Daß er schaffen, wirken kann,
Setz ein Bäumlein vor die Tür,
Daß die Vögel hören wir,
Grab ein Gärtchen um das Haus,
Daß wir spielen ein und aus,
Gib uns gute Freunde bei,
Daß Gemeinschaft mit uns sei,
Schick am Himmel Mond und Stern,
Wohnen wir auch weit und fern,
Bleib uns selber nah, Patron,
Himmelsfrau und Gottessohn!**

Josef Feiten

Das Kreuz ist der Schlüssel, der die Tür zu jedem Glück öffnet. Das Kreuz ist der Weg zum Himmel, das Kreuz ist der Liebe Nahrung. Forscht im Leben der Heiligen, geht allem auf den Grund, was sie getan haben, immer werdet ihr das Kreuz darin finden. Chorherr Schorderet

Wieviel ungenutzte Tage verklagen uns wegen ihrer Armut!
Toni Lenz

Sage niemals: „meine Herkunft und Abstammung", denn die Abstammung des jungen Mannes ist was er erreicht.
Arab. Sprichwort

**Und nur Abwechslung gibt dem Leben Reiz
Und läßt uns seine Unerträglichkeit vergessen!**
Chr. D. Grabbe

**Freundschaft gleicht dem Wein. —
In Kürze ist der Trank bereit.
Aber Duft und Wert und Würze
Gibt ihm erst die Zeit.**
Frida Schanz

**Mitleid, Mitleiden im tiefsten Sinn,
Ich konnte noch keines finden.
Es gab noch niemand ein Auge hin
Aus Mitleid für einen Blinden.**
Frida Schanz

Abt - Ordinarius Severin J. Gertken O.S.B.

Zum Goldenen Priesterjubiläum

vom Schriftleiter

Seit dreißig Jahren wirkt Abt-Ordinarius Severin Gertken O.S.B. als benediktinischer ‚Vater' der St. Peters-Abtei zu Muenster, Sask., und als päpstlich instituierter Prälat des Kirchensprengels Muenster, in der canadischen Provinz Saskatchewan, ganz dem Dienst der noch verhältnismäßig jungen Kirche Westcanadas hingegeben.

Am 7. Juni 1907 zum Priester, und am 4. Mai 1927 zum Abt geweiht, begeht Abt-Ordinarius Severin am 8. Juli dieses Jahres das Fest seines Goldenen Priesterjubiläums.

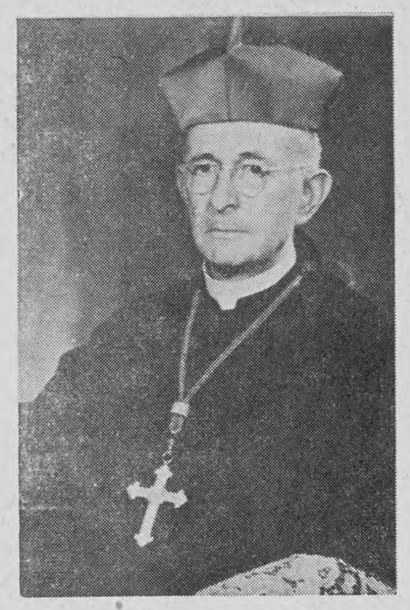
Es lebt die Kirche aus der Kraft unseres Herrn Jesus Christus, der in ihr ist und wirkt, und es lebt die Kirche auch aus der Kraft der glorreichen und der kreuzwunden Erfahrungen ihrer fast 2000 jährigen Geschichte. Über 1500 Jahre dieser Geschichte wurde von jenen Männern mitgestaltet, die im Ordenskleid des hl. Benedikt und unter dem Zeichen „Pax" — der Friede Christi, am Aufbau des Gnadenreiches Jesu auf Erden arbeiten.

Im kirchlichen Verzeichnis der kanadischen Erzbistümer und Bistümer finden wir einen Kirchensprengel, bezeichnet als „Abbatia Nullius von St. Peter, Muenster, Saskatchewan." Ungefähr 11,500 Seelen und 35 Benediktinerpriester zählt dieses kirchliche Territorium, denen als Prälat „mit ordentlicher bischöflicher Gewalt und Verpflichtungen" Abt-Ordinarius Severin schon seit dreißig Jahren vorsteht.

Treu ihrer alten Tradition, der weit von den Städten lebenden Landbevölkerung festen Mittelpunkt des religiösen, geistigen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens zu geben, waren die Benediktinermönche vor über fünfzig Jahren aus den Vereinigten Staaten in ein noch spärlichst bewohntes Saskatchewan gekommen. Getragen von der Weisheit, der Kultur und den Erfahrungen der 1500 jährigen Geschichte ihres Ordens, begannen sie sofort Pfarreien zu gründen, an Stil und Ausschmükkung erstaunlich schöne Kirchen zu bauen, ein Institut für vorakademische Bildung von Knaben zu planen (das St. Peterskolleg zu Muenster Sask.), Zeitungen herauszugeben, und in ihrer Abtei selbst eine Musteranstalt wirtschaftlicher Kultur für Ackerbau, Viehzucht und Handwerk zu bilden.

„Schola dominici servitii" — „Schule göttlichen Dienstes" hat St. Benedikt einst seine Klöster genannt. Den Oberen, der dieser „Schule" vorstehen soll, bezeichnet St. Benedikt gleich am Anfang seiner hl. Regel als „pius Pater", als „liebevollen Vater".

Wer Abt-Ordinarius Severin persönlich kennt, kann sich des Eindruckes nicht erwehren, vor einem „Pater pius" zu stehen, dessen ganze Persönlichkeit Autorität atmet. Und zwar die eigenartig anziehende Autorität des durchchristlichten, klassisch-altrömischen, benediktinischen „Vaters" und „Herrn" (Dominus Abbas, wie die Benediktiner sagen, nach dem Ausdruck der römischen Schriftsteller: „väterliche Majestät"), dessen Tugenden laut St. Benedikts Lehre heißen: Männlichkeit (virtus), rechtlicher Sinn (honestas), Billigkeit (aequitas), ernste Gemessenheit (moderatio), Würde (gravitas) und rücksichtsvolles Feingefühl andern gegenüber (discretio).



Abt Severin O.S.B.

Viel wird in diesen Tagen wohl über Abt-Ordinarius Severin Gertken gesagt und geschrieben werden. Uns persönlich ergreift immer St. Benedikts Bezeichnung seiner Klöster: „Schule göttlichen Dienstes", und auf den Schreiber dieses hat Abt-Ordinarius Severin immer als „Pater pius" dieser „Schule" größten Eindruck gemacht.

„Schule" im benediktinischen Sinne (wie auch im Sinne der alten Klassiker und der alten Kirche) ist nämlich etwas ganz anderes als was wir Heutigen darunter verstehen. Uns ist „Schule" eine Anstalt geistiger Arbeit und Anstrengung. Sie soll aufs Leben vorbereiten, und der Mensch lebt, um zu arbeiten, wird heute gelehrt. Arbeit aber heißt, aus der

---

Gott, Du Hirt und Lenker aller Gläubigen,
Schau gnädig herab auf Deinen Diener Severin!
Du hast ihn zum Hirten der Kirche von Muenster bestellt.
Lass ihn, so bitten wir Dich,
Durch Wort und Beispiel seine Untergebenen fördern!
So möge er mit der ihm anvertrauten Herde
Zum ewigen Leben gelangen!

Kraft körperlicher und geistiger Anstrengung sich seine persönliche Welt zu bauen, mit Haus, Auto, Bankkonto, mit Ehrungen und Anerkennung, aus derselben Kraft auch die Welt des öffentlichen Lebens in Ordnung zu bringen und in Ordnung zu halten.

Es mag eigenartig klingen, derartige Grundsätze als „moderne Irrlehre" zu bezeichnen. Als eine Irrlehre, die viel religiöse, geistige, politische und morale Verwirrung auf ihrem Gewissen hat.

„Schule" stammt vom griechischen Ausdruck „schole", und „schole" wird in unsere Sprache mit dem Worte „Rast" übersetzt. Also nicht Arbeit oder Anstrengung, sondern Rast. Für „Arbeit" hatte der Grieche den Ausdruck „ascholia", wörtlich übersetzt: Unrast.

Über die hier gemeinte „Rast" schrieb der heidnische Philosoph Aristoteles, daß sie der „Angelpunkt" des Lebens sei, um den sich alles drehe. Sie ist nicht Untätigkeit und auch nicht Trägheit, sie ist, wie ein anderer griechischer Denker der vorchristlichen Zeit es sagt, ein „Hinhorchen auf das Wesen der Dinge" (Heraklit), ein „Hinhorchen auf Gott", wie die Kirche es schon seit uralten Tagen lehrt.

Der geschäftstote Mittwochnachmittag unserer Städte ist ein letztes Überbleibsel dieser „Rast, um Gott zuzuhorchen." Der Mittwoch, von den alten Heiden dem Götzen des Geldes Mercurius geweiht, wurde von der alten Kirche zum „Stationstag" erhoben, zum Tag des „Stehenbleibens" inmitten der wöchentlichen Arbeit, inmitten des Hetzens dem Gotte Mercurius, dem Götzen des Geldes nach, um sich auf den wahren Gott zu besinnen.

„Arbeit", wie wir es heute auffassen, ist ein ständiges Geben von Energie, von erarbeiteten Gedanken, von erforschten Tatsachen. Wo der Mensch glaubt, er lebe um zu arbeiten und die Arbeit sei die Seele aller Kultur, gerät er in die „ascholia", in jene ungehemmte Unrast, an der unsere Tage so überreich sind. Der Mensch will immer nur geben, um zu haben, Geld und Ehre — und er will nicht mehr ruhen, um empfangen zu können. Empfangen von der Weisheit anderer, vom Rat der Besonnenen — empfangen besonders von Gott.

Es ist der moderne Mensch ins Getriebe einer rastlosesten Tätigkeit geraten. So weit, daß er unfähig geworden ist, empfangen zu können. Sein Herz hat sich versteinert, und sein Sinnen hat kein Verständnis mehr für die Dinge, um denen es den Söhnen des hl. Benedikt geht, wenn sie vom „Bete und arbeite" sprechen, und mit dem „Bete" die Kontemplation meinen, das besinnlich betende Harren auf Gottes Eingebungen.

In seinem Buch „Die Antwort der Mönche" schreibt Walter Dirks über den benediktinischen Wahlspruch „Pax" (Friede): „Wir müssen diesen Frieden natürlich geistig verstehen, als den Frieden Christi, ‚der alles Begreifen übersteigt'. Dieser Friede ist (bei den Benediktinern) Fleisch geworden. Es ist der Friede zwischen Brüdern, ein ganzer Friede, der die Seele, den Geist, den Leib, den Sonntag und den Werktag bestimmt."

Dieses Benediktinerideal ist der jungen Kirche Saskatchewans — in weit höherem Maße als wir es womöglich ahnen — in Abt-Ordinarius Severin Gertken Fleisch geworden. Abt Severin, bekannt als führender Theologe, lenkt mit jedem seiner Worte auf diesen „Frieden der Rast in Gott" hin. Es ist eher Unruhe als Ruhe — eine heilige Unruhe —, in die man gerät, wenn man ihm zuhört. Man spürt, daß Abt-Ordinarius Severin aus tief theologischen Überlegungen spricht, aus dem benediktinischen „Arbeite", daß seine Gedankengänge jedoch durchseelt sind vom benediktinischen „Bete", von religiöser Besinnlichkeit vor Gott.

Man braucht Abt-Ordinarius Severin nur einmal zuzuhören, wenn er darüber sich ergeht, warum eigentlich unter den Engeln des Himmels so große Freude über die Bekehrung eines einzigen Sünders hersche, wie die Hl. Schrift es uns erzählt. Wenn Abt Severin vom Wunderwerk der Gnade zu sprechen beginnt, von dieser „strahlendsten aller Schöpfungen Gottes"; wenn man ihm lauscht, wie er die Herrlichkeiten der „durch die Gnade in Christus hineingewachsenen Seele" beschreibt, die durchgnadete Seele, teilnehmend an den unbeschreibbaren Liebesgeheimnissen des Lebens Jesu in der Kirche — wenn man ihn von diesen Dingen reden hört, dann schwindet langsam alles rein wissenschaftlich theologische Interesse und man beginnt Gott zu bewundern, Gott wegen Seiner Werke in uns.

Gott ist das „unendlich Anziehende und Beseligende". Wir Menschen sind zu oft geneigt, auch im christlichen Leben der Seele immer nur den Grundsatz der „Arbeit" anzuwenden. Wir sind manchmal so sehr damit beschäftigt, zu beschreiben, wie die Mitarbeit des Menschen mit der Gnade aussehen müsse, daß wir darüber alle Zeit verlieren, darüber nachzudenken, was die Hl. Schrift in 1 Joh. 4:10 sagt: „Und darin eben liegt die Liebe, nicht, daß wir Gott geliebt haben, sondern daß Er uns geliebt hat." Wir schreiben und predigen psychologische Studien über das Seelenleben, auch über die Psychologie der Liebe, kommen aber irgendwie nie zu dieser Liebe — weil die Gottesliebe eben nur dann erwacht, wenn man staunend von Gottes Werken erfaßt wird. „Wer kann etwas lieben, was er nicht kennt? Darum sagt der Psalmist: Kostet und sehet, wie gut der Herr ist", schreibt St. Gregor der Große.

Derartige Gedanken reden aus den Überlegungen des hohen Jubilaren. Lauscht man ihm, dann kommt es einem langsam ein, warum St. Thomas vor dem „unechten Nachbild der Wirklichkeit" warnt (der „falsa similitudo", II,II, 21,3), das sich immer wieder in unseren

---

„Die Kirche lebt nicht allein von ihrer glorreichen Geschichte; denn sie ist immer für das Heute, für die Probleme von heute und deren Lösung für die Menschen, die heute auf Erden leben."

Papst Pius XII.

Köpfen, in unseren Neigungen und Begehren bildet, weil wir eben alle in die moderne Irrlehre von der „Arbeit" zu geraten in Gefahr sind.

Wie weit und wie tief Abt-Ordinarius Severin in seinem langen Priesterleben gerade in diesem Sinne nicht nur das ihm als Prälaten unterstehende Volk, sondern auch Priester, seine Priester und auch andere, beeinflussen konnte, weiß nur Gott. In diesem Einfluß auf Priesterseelen und aufs Volk sehen wir einen der größten Verdienste des Abtes Severin von Muenster um die junge Kirche Saskatchewans.

Beständigkeit (stabilitas) und Friede sind, was den Benediktiner auszeichnen. Sie sind seine Sendung in diese Welt der Unbeständigkeit und des Unfriedens.

Möge Abt-Ordinarius Severin Gertken O.S.B. uns noch lange „Schule der Beständigkeit und des Friedens" bleiben, „Schule", „Beständigkeit" und „Friede" ganz im benediktinischen Sinne des Wortes.

Die bescheidenen Glückswünsche des Marienboten zum Goldenen Priesterjubiläum seien dem hohen Jubilaren hiermit entboten. Auch unser wirklich aus dem Herzen kommendes Danken für alles.

Jeder Mensch sei schnell
Zum Hören
Langsam aber zum Sprechen
Denn der Zorn des Mannes
Wirkt nicht die Gerechtigkeit
Unseres Gottes
Nehmt willig auf
Das eingegossene Wort
Das eure Seelen zu retten vermag

(Jak. V, BJ-BV*)*

ABEND

Dunkle Wolken schweben
einem fernen Ziele zu.
Leise geht das Leben
tief hinein in Traum und Ruh.
Und zu allen Herzen
spricht des Friedens trauter Klang.
Überströmt die Schmerzen
mit der Liebe holdem Sang.
Und verzaubert stehen
alle Wälder still im Land.
Milde Lüfte wehen
zartes Glück aus Gottes Hand.

Franz Cingia

Das Herz der Mutter

(Schluß vom Deckelblatt)

kann niemand Größeres von ihr sagen, wenn er gleich soviel Zungen hätt', als Laub und Gras, Sterne am Himmel und Sand am Meere ist."

„Herz Jesu, im Schoße der jungfräulichen Mutter vom Heiligen Geiste gebildet", beten wir. Auf wunderbare, übernatürliche Weise angeregt, hat die reinste Jungfrau in der Weise zur vorgeburtlichen Entwicklung des Leibes Christi beigetragen, wie es nach den Gesetzen der Natur alle Menschenmütter tun. Sie ist als Gottesgebärerin wirklich und im Vollsinn Mutter. Zwischen ihr und Christus besteht innigste Blutverwandtschaft. Das Herz des Erlösers ist als Muskel von gleicher Art wie das Herz Mariens und ist durchpulst vom gleichen Blute. In den verklärten Herzen des Herrn und seiner Mutter leuchtet diese Verwandtschaft nun sichtbar und strahlend auf, und diese zwei Herzen im Himmel schlagen wie einst auf Erden noch denselben Schlag. Dieser aber heißt: Liebe.

Im Reiche der Übernatur, der Erlösung, ist der menschgewordene Gottessohn die höchste Offenbarung der Liebe Gottes; innerhalb der Natur, im Reiche der Schöpfung, ist die Mutterliebe der hellste Spiegel der Liebe Gottes zu seiner Kreatur. Der echten Mutter ist kein Opfer zu schwer und zu viel für ihr Kind, und keine Enttäuschung könnte ihre Liebe töten. Deshalb kann der Dichter das schöne Wort sprechen (Stifter in „Brigitte"): „Die reinigendste, die allerschönste Blume der Liebe, aber nur der höchsten Liebe, ist das Verzeihen, darum wird es auch immer an Gott gefunden und an Müttern." Als Mutter und als Mutter Christi ist Maria nach Christus im Reiche der Natur und im Reiche der Gnade die herrlichste Offenbarung der Liebe des dreifaltigen Gottes.

Liebe ist die Sonne der Seelen. Ohne sie kein Leben, kein menschenwürdiges Leben. Für die Liebe im weitesten Sinne — bräutliche und eheliche Liebe sind nur ein Teil von ihr — sind wir geschaffen. „Wer nicht liebt, bleibt im Tode. Jeder, der seinen Bruder haßt, ist ein Mörder. Und ihr wißt, daß kein Mörder das ewige Leben in sich trägt" (1 Joh. 3, 14 f.). Wer nicht liebt, ist nicht würdig, einmal einzugehen in das unendliche Meer der Liebe und Beglückung, das Gott selber ist. Gott ist ja die Liebe, ist die Beglückung, wie sie keine Liebe auf Erden schenken kann.

Es ist kalt geworden auf Erden. Mißtrauen und Haß werden unter die Menschen gesät. Haß aber gebiert Tod. Deshalb ängstigen sich die Menschen. Es ist ihnen, als hätten sie sich verlaufen. Sie sehnen sich heim und rufen nach der Mutter. Nach mütterlicher Liebe hungern sie. Gott hat es gefügt, daß in dieser Sternstunde, in der wie nie zuvor die Menschheit die Wahl hat zwischen Leben und Tod, wie nie zuvor auch das Bild der Mutter aufstrahlt, der Himmelsmutter, die der sterbende Erlöser zur Menschheitsmutter bestimmt hat: „Frau, siehe da, dein Sohn!" — „Sohn, siehe da, deine Mutter!" (Joh. 19, 27).

Die Erlösten nehmen teil an Christi Leben. Sie sind die Reben am Weinstock, sind Glieder seines geheimnisvollen Leibes, sind seine Brüder und Schwestern. Diese wirkliche, geheimnisvolle Blutsverwandschaft mit Christus begründet die wirkliche Verwandschaft mit seiner Mutter. War Maria einst die Mutter des irdischen Leibes des Erlösers, so ist sie jetzt die Mutter seines mystischen Leibes, Mutter der Kirche und aller Gläubigen. Dieser himmlischen Mutter sind wir keine Fremden, sondern die Adoptivgeschwister ihres göttlichen Sohnes und damit auch ihre Kinder; Kinder über die sie wacht mit nie versagender Mutterliebe.

Wir bedürfen dieser fürsprechenden Liebe. Wenn wir, beschmutzt und beschämt, die Augen nicht zu erheben wagen zur göttlichen Majestät, ist es der Gottesmutter unbenommen, daß die leicht Verführbaren traulich zu ihr kommen (Goethe, Faust). Sie ist unsere Fürsprecherin,

Gottes Zeichen im Schnee

Eine Geschichte von Martin Arens

Der Schnee flirrte im Mondschein, daß es dem Soldaten mit der russischen Uniform in die Augen stach. Verrückt! dachte er, zur Nacht kann man nicht schneeblind werden! Es wird der elende Hunger sein, der mir auch die Augen schwächt . . .

Er tappte in den zerrissenen Stiefeln weiter, die Schmerzen der blutig gescheuerten Zehen — in Socken steckten sie seit Wochen nicht mehr — spürte er kaum noch, das Nagen des Hungers in den Eingeweiden wurde unerträglich. Wie viele Tage er so über die vereiste und verschneite Steppe geirrt war, das wußte er nicht, er rechnete auch nicht mehr nach; es galt, mit den geringen Kräften des Leibes und der Seele äußerst hauszuhalten, sie nur noch auf das einzige Ziel zu richten: ein Unterschlupf, etwas Wärme, etwas zu essen !

Wo lag nur der Ort Konoscha? Was da, Konoscha! Ein Haus nur, eine Hütte, ein zerfallenes Dach, unter dem er sich für die Nacht bergen könnte, das wäre schon der Himmel! Seit vier Tagen hatte er nicht mehr geschlafen, davor eine Nacht, halb hockend, unter einem zerbrochenen Karren, im einsamen Feld. Er stolperte und trat auf etwas Verschneites, Langes: — Ein Toter, ein Erstarrter! Freund oder Feind? Ach, das gab es nicht in dieser grausam tödlichen Verlassenheit, die feindlicher war als alles andere! Über wie viel Erstarrte er schon hinweggeschritten war? Nun, auch das war gleichgültig, bald würde er genau so daliegen. Die Sinne wurden stumpf, aber der Geist regte sich noch in ihm. Er zeichnete mit der steifen Rechten ein Kreuz über den Liegenden. „Mein toter Bruder", sagte dieser Geist in ihm, „der Herr gebe dir die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte . . ." Plötzlich schrie er auf, als er den Kopf hob . . . war das ein Licht, das da durch die Nacht leuchtete, oder ein Sinnestrug? Das träge gewordene Blut jagte wieder durch die Adern. Er schloß die Augen, riß sie auf, kehrte sich um und zurück, — nein! Tatsächlich! Es leuchtete noch immer wie ein kleiner Stern, nur daß dieser Stern aus einem niedrigen Gehölz heraus schien. Es konnte ein feindlicher Stern sein, ein feindlicher Mensch, der dieses Licht angezündet hatte! Gleichwohl! Sterben mußte er so oder so, er wollte dann schon lieber im Angesichte eines Menschen sterben!

Nun lief er, er jagte, der Schweiß rann ihm jetzt übers Gesicht, er fürchtete, das Licht könnte plötzlich ausgelöscht werden. Das Kreuz auf seiner Brust schlug beim Laufen an seine Haut. Weiter ging's, fast knickten die Knie zusammen, vorwärts!

— grau standen die Wände eines Hauses vor ihm auf, das Licht schien aus dem Loche eines zerbrochenen Fensterladens — da war die Tür! Wild hämmerte er mit den Fäusten daran. Nichts rührte sich. Feinde? Noch einmal schlug er, er schrie wie ein Tier, dann wurde ihm schwarz vor den Augen, er fiel um. — —

— — „Da ist niemand mehr", flüsterte der alte Bauer in der Türspalte, „es hat geschrien, aber man kann nicht wissen, in solchen Nächten gehen die Dämonen um in dieser bösen Welt. Geh' zurück, Matrjowa! Oder es ist ein verwünschter Sowjet, der uns das letzte Hemd fortnimmt, er möge . . . Gott verzeih' mir die Sünde!"

„Es muß jemand in Not gewesen sein, Pawel!" sagte die Alte und trat tapfer mit ihrem Kerzenstumpf neben den Bauern. „Bei Gott, da liegt er ja!"

Beide bückten sich über den Liegenden mit der russischen Uniform. „Ein Sowjet, wie ich dachte", murmelte der Alte zwischen den Zähnen, „er möge verrecken! Sie haben uns brave, russische Bauern ausgeplündert, die Hunde!"

„Pawluscha, wie sprichst du! Bist du ein Christ? Gott verzeih' dir die Sünde! Faß mit an! Mensch ist Mensch!"

Sie versuchte, mit ihren schwachen Kräften den Soldaten ins Haus zu zerren; dem beschämten Bauern blieb nichts anderes übrig, als ihr zu helfen. Sie brachten den Besinnungslosen in den kleinen Raum, der Küche und Schlafgemach zugleich, und aufs notdürftigste eingerichtet war. In der Ecke lag frisches Stroh aufgeschichtet, sie betteten den Mann darauf; der Bauer holte Schnee von drau-

---

macht unsere Bitten zu ihren eigenen, um den Schwertarm des Richters sinken zu lassen.

Wir bedürfen dieser geduldigen Liebe, die es immer wieder mit uns versucht, die echt mütterlich nie ein Kind verlorengibt und durch kein Unrecht, kein Versagen, keine Bosheit der Menschen erschöpft ist. Einer Liebe, die weinen, aber nicht verzweifeln kann und immer wieder bereit ist zu verzeihen.

Wir bedürfen dieser mächtigen Liebe, die uns schützt und uns hilft. Von Maria schreibt im 7. Jahrhundert Sophronius, Patriarch von Konstantinopel: „Du hast alle Ordnungen der Engel übertroffen, den Glanz der Erzengel verdunkelt, die Throne sind unter dir, du überragst die Herrschaften, den Fürstentümern gehst du voraus, du bist stärker als die Gewalten, kräftiger als die Kräfte, du stehst über den Cherubim, du bist den Seraphim vorausgeeilt." Diese Macht empfing Maria von Gott. Sie wird nicht gezögert haben, zum Segen der Gotteskinder, Gott damit ehrend, sie zu gebrauchen. Diese mächtige Liebe schützt uns, wendet Gefahren ab, führt aus ihnen heraus, hilft in der Angst und Not dieses Lebens.

ßen, rieb die starren Hände, das Gesicht, dann hielt er ihm eine Flasche mit Brantwein unter die Nase. . .

Nach einigen Minuten öffnete der Soldat die Augen. Er sah das verwitterte, stoppelige Gesicht eines alten Bauern finster über sich gebeugt. War das der Tod? Wollte man ihn erwürgen? Er schloß die Augen wieder.„Mein Gott!" flüsterte er, „mein Gott!" — Der Bauer war zurückgefahren, er zog das Weib am Ärmel in die andere Ecke, sie begannen miteinander zu flüstern: „Das ist kein Sowjet, Mütterchen! Ein Fremder ist's! Er spricht nicht russisch!"

„Aber die Uniform, Pawluscha?"

„Er kann sie gestohlen haben; vielleicht wollte er uns ausforschen? Unterwegs ist er dann halb erfroren!"

„Ein Spion, meinst du?"

Er zuckte die Achseln. —

Der Soldat öffnete die Augen wieder: da saßen die beiden auf einer Eckbank. Noch immer waren die Augen des Bauern düster auf ihn gerichtet, doch im Blick der alten Frau las er etwas anderes: Angst! Angst vor ihm! Der Schein eines Lächelns flog über sein Gesicht. Der Bauer beobachtete ihn scharf, sollte das ein Feind sein? Wie gut und wie jung er jetzt aussah mit dem Lächeln im bleichen Gesicht! Aber man hatte sich oft genug getäuscht, das sollte ihm heute nicht mehr passieren!

Der andere atmete tief, er war unter Menschen, in einer warmen Stube. — Seltsam! Beim Zeichen des Kreuzes über den Erstarrten hatte er den Kopf gehoben, — während er sonst mit gesenktem Gesicht gelaufen war, — ein Verlorener! Nie hätte er sonst das Licht gesehen, das ihn gerettet! Gerettet? Diese Leute, — seine Freunde schienen sie doch nicht zu sein trotz seiner russischen Uniform, die, Gott würde es ihm nicht anrechnen, — er am Anfang seiner Flucht einem bereits Toten abgenommen hatte. —

Der Hunger begann wieder in seinen Eingeweiden zu wühlen. Nun würde es sich zeigen, da er zur Not ein paar Worte Russisch konnte. „Hunger!" stöhnte er, und dann, es klang halb Deutsch: „Zu essen bitte!"

Der Bauer sagte kopfnickend

"Die Stunde Afrikas"

Eine neue bedeutsame Enzyklika des Heiligen Vaters

Der Heilige Vater hat soeben eine neue bedeutsame Enzyklika erlassen, die sich in eindringlichen und ernsten Worten mit den Missionsproblemen insbesondere aber mit den Missionen in Afrika beschäftigt. Der Heilige Vater weißt zunächst auf die ungeheuren Erfolge hin, die unsere Afrika-Missionare in den letzten Jahrzehnten zu verzeichnen hatten. Im Jahre 1900 gab es in Afrika eineinhalb Millionen Katholiken; bis 1927 war diese Zahl auf viereinhalb Millionen gestiegen. Heute werden in Afrika 22 Millionen Katholiken gezählt. Der Heilige Vater weißt darauf hin, daß er selbst in seiner bisherigen Regierungszeit 22 eingeborene Bischöfe in Afrika ernennen konnte. Mit Worten höchsten Lobes gedenkt er der übermenschlichen Leistung der Afrika-Missionare, die hinter diesen Zahlen steht.

So gewaltig die Fortschritte sind, so gewaltig seien auch die Aufgaben, die sich in diesem Augenblick der Afrika-Mission stellen. Im schärfsten Wettbewerb mit dem Christentum stehe heute der Islam. Die technischen und wirtschaftlichen Entwicklungen gingen in einem rasenden Tempo voran. Schwierigste soziale Fragen ergeben sich daraus. Weite Teile Afrikas drohen dem Kommunismus zu verfallen. Weder das alte Heidentum (das heute noch 85 Millionen Anhänger zählt) noch die Lehre Mohammeds, (der ebenfalls 85 Millionen zugehören), sind dem Kommunismus gewachsen. Afrika wird in den nächsten Jahrzehnten entweder christlich oder kommunistisch.

Der Papst ruft in seiner neuen Enzyklika die ganze Christenheit auf, diese Dinge zu erkennen. „Es erscheint uns nützlich. Eure Blicke heute auf Afrika zu lenken in einem Augenblick, wo dieser Erdteil sich unserer modernen Welt öffnet und wo er vielleicht die schwersten und entscheidendsten Stunden seiner ganzen Geschichte erlebt." — Als Hauptproblem bezeichnet der Heilige Vater den Mangel an Missionaren. Millionen Menschen sind in jüngster Zeit neu getauft worden, Millionen weitere verlangen mit Ungeduld getauft zu werden. Aber der Priester sind viel zu wenig. (Wir beklagen uns über den Priestermangel in unseren eigenen Landen. Aber bedenken wir, daß es für Millionen Katholiken, die über die ungeheuren Flächen Afrikas zerstreut sind, weit weniger Priester gibt als bei uns).

Der Heilige Vater ruft vor allem seine „Brüder im Bischofsamt" auf, ihm bei der Bewältigung der Missionsaufgaben in Afrika zu helfen. Alle Bemühungen müßten gemacht werden, um die Zahl der Afrikamissionare zu steigern. Der Heilige Vater macht auch den Vorschlag, die Bischöfe möchten ihm eventuell eine Anzahl von Priestern für gewisse Frist „ausleihen", damit sie den Missionaren in Afrika in dieser Zeit helfen können. Insbesondere aber komme es darauf an, mehr Nachwuchs für die Missionsorden, die in Afrika arbeiten, zu gewinnen. Der Papst wendet sich mit seiner Bitte nachdrücklichst an die ganze Christenheit. Er bittet um gut vorbereitete, eifrige und fromme Missionare, eine Bitte, die sich vor allem an unsere idealdenkende Jugend und an ihre Eltern richtet. Er bittet um Opfer für Afrika, nicht zuletzt um das Opfer des Gebetes. „Die Stunde Afrikas ist gekommen?" . . . „Um der Ehre Gottes und um der Erhöhung seines Ruhmes willen, wollen Wir, daß Sein Reich der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens endlich an allen Orten aufgerichtet werde . . . Der Apostel ist zuerst der Herold Gottes!" —

Manches Mal, wenn wir das Gefühl des Friedens oder der Gegenwart Gottes nicht haben, kann Gott doch wahrhaftiger nahe sein als je zuvor. Thomas Merton

zur Frau: „Ein Deutscher, Matrjowa! Ich erkenne es. In Moskau, zu meiner Militärzeit, kannte ich einen deutschen Kaufmann, Geh', mach' das Essen, Mütterchen!"

Schon stand sie am Herd und schürte das Feuer an. Bald verbreitete sich der Geruch von Krautsuppe im Raume. Der Bauer holte ein Stück Brot aus der Lade, schnitt es in Stücke, hängte seinen alten Mantel vor den zerbrochenen Fensterladen und setzte ein neues Talglicht auf den Tisch. Matrjowa stellte die Schüssel mit der Suppe hin und legte drei hölzerne Löffel daneben, der Soldat sah es mit glänzenden Augen.

Mühsam erhob er sich und taumelte zum Essen an den Tisch. Die Alten saßen beobachtend ihm gegenüber; an des Bauern Platz lag das blitzende Messer. Ein mißtrauischer Gedanke schoß dem Fremden wieder durchs Herz . . . wie, wenn doch? . . . Ihm wurde heiß, hastig riß er den Kragen auf, den Rock, das zerfetzte Hemd klaffte auseinander . . . Was?

Ein Freudenruf des Alten! Der hatte sich erhoben und starrte auf seine Brust, auf das Feldkreuz, das jetzt sichtbar wurde. Die Frau brach in andächtiges Entzücken aus, beide kamen sie um den Tisch gelaufen.

Väterchen!" stammelte der alte Russe. „Ein Priester!" sagte die Frau. Sie warfen sich vor ihm nieder, sie umfaßten seine Füße, küßten die schmutzigen, verkrusteten Stiefel, den schäbigen Rock, immer wieder . . . „Segne uns! Väterchen! Segne uns!"

Es wurde ein Freudenmahl, köstlicher die arme Speise als das Beste, das er je in seinem Leben genossen. Erst war es ein gieriges Schlingen unter den erbarmenden Blicken der Alten, die ihm mehr und mehr von dem Ihrigen zuschoben; dann wurde er satt, nach langer Zeit satt.

„Väterchen", sagte die alte Frau, die ihm glücklich zugeschaut hatte, „heute ist Gott mit seinem Segen in unser Haus eingekehrt! Wir wollen dir etwas zeigen, nicht wahr, Pawluscha?"

Sie führten den Gast feierlich an den Verschlag, in dem sie das trockene Brennholz aufbewahrten, sie hoben zwei Bretter aus dem Boden und zogen eine Ikone hervor, das Bild des Schmerzensmannes von Golgatha. „Wir haben es vor den Sowjets versteckt", lächelte die Frau, „ sie hätten es verbrannt, und uns . . .?" Sie schwieg. Aber nun knieten sie alle drei nieder und beteten zu dem Herrn, dessen Liebe keine Grenzen kennt, der seine Sonne aufgehen läßt über alle Länder und Völker.

Einige Tage konnte der Feldgeistliche, in diesem gastlichen Hause verborgen, ausruhen.

„Nimm„ Väterchen!" — und der Bauer brachte ihm die Stiefel seines gefallenen Sohnes, und die Frau holte ein warmes Hemd und ein Paar Strümpfe herbei. . .

Und so kam es, daß der junge Priester gestärkt und auf vorgezeichneten Wegen aus der feindlichen Gefangenschaft entkam, und wenn auch nach längerer Zeit, doch wohlbehalten seine Heimat wieder erreichte. —

Das liturgische Wort im Gottesdienst

Das Kirchengebet, die Bitte heiliger Gemeinschaft

II

Das Kirchengebet ist Höhepunkt und Abschluß des feierlichen Einzugsritus, in der heutigen Form der heiligen Messe, auch Abschluß des Gebetsgottesdienstes. In der altrömischen Liturgie ergriff an dieser Stelle der Priester — abgesehen vom Anstimmen des Gloria — zum erstenmal vor versammelter Gemeinde das Wort zum Gebet. In der Sprache der Kirche heißt das Gebet „Oratio-Rede", eine Bezeichnung, die wir schon in den ältesten liturgischen Büchern finden. Tatsächlich hat unser Gebet irgendwie den Charakter einer öffentlichen Rede; denn es ist kein privates Gebet, vielmehr ist der Priester Sprecher der versammelten Gläubigen. Darum wird das Volk zu diesem Gebet ausdrücklich aufgerufen: Oremus — Lasset uns beten! Die Liturgien des Ostens sprechen die Aufforderung meist wortreicher aus: „Wir wollen den Herrn bitten", „Immer wieder wollen wir den Herrn in Frieden bitten." Häufig wird dort auch der Gegenstand des Gebetes angegeben: „Betet für den Bishof", „Betet für den Kaiser." Ähnliche Aufrufe zum Gebet sind noch erhalten in unserer Karfreitagsliturgie: „Lasset uns beten, Geliebte, für die heilige Kirche Gottes", „Lasset uns auch beten für unseren heiligsten Vater."

Beachtenswert ist die Haltung des Priesters bei der Oration. Die Liturgie spricht das Kirchengebet stehend und mit erhobenen Händen (bis ins Mittelalter hinein nach Osten gewandt). Die Hebung der Hände deutet die Richtung des Gebetes an, das zum Himmel steigt. Manche deuten die Haltung des Priesters als das Bild des Gekreuzigten, in dessen Namen wir zum Vater beten. In dieser Haltung beteten die ersten Christen. Sie ist der äußere Ausdruck der inneren Bereitwilligkeit für die Gnade von oben. Sie deutet das Bewußtsein an, daß von Gott jede Wohltat kommt, die wir mit offenen Armen aufnehmen wollen. Erst später aus dem germanischen Kulturkreis kommt das Falten der Hände in Übung. Das Händefalten ist Sinnbild der inneren Sammlung und Andacht. Wenn der Priester mit ausgebreiteten Händen betet (Oration, Präfation, Kanon, Pater noster), so wissen wir, daß er als Sprecher der versammelten Gemeinde betet, während die mit gefalteten Händen gesprochenen Gebete Ausdruck persönlicher Frömmigkeit sind.

Die Oration entwickelte sich vom 3. bis 6. Jahrhundert. Es war ehedem dem Liturgen anheimgestellt, ob er das Kirchengebet frei gestalten oder einen festgelegten Text vortragen wollte. Beide Arten bezeugt uns der heilige Augustinus.

In unserer römischen Liturgie ist die Oration ein ausgesprochenes Bittgebet. Wer nach jahrelangem Gebrauch eines Volksgebetbuches zum erstenmal den Schott zur Hand nimmt, dem fällt wohl zuerst der gewaltige Unterschied in der Art des Betens auf. Dort ein weitschweifiges, wortreiches, per-

sönliches Beten, hier ein allgemeines, kurzgehaltenes Gebet ohne jegliche Gefühlsbetonung. In ihrem nüchternen, klaren Aufbau sind die Orationen wahre Kunstwerke römischen Stiles und römischer Sprache, Meisterwerke antiker Redekunst. Ihr edler Fluß erhebt das Gebet in den feierlichen, gehobenen Stil, der dem Menschen zusteht, wenn er bittend vor seinen Schöpfer tritt. Weder das klingende Versespiel der Poesie, noch die kunstvollen Weisen der Musik geziemen der Bitte an die Majestät Gottes. Der Sprechgesang — fern von Eintönigkeit und Überschwenglichkeit — ist die würdige Form liturgischen Betens.

Als erstes Bittgebet der heiligen Messe hat die Oration zunächst die Aufgabe, die Verbindung zu Gott herzustellen. Darum sind ihre Bitten immer allgemeiner Natur. So bitten wir um Erlangung des ewigen Heiles, um Vergebung der Sünden, um Überwindung von Gefahren, um die Gnadenhilfe Gottes.

In ihrer Anrede wendet sich das Kirchengebet immer an Gott, den Vater: „O Gott", „Allmächtiger, ewiger Gott." Während in privaten Gebeten, vor allem auch in Lobgesängen die Christus-Anrede immer gepflegt wurde, fand diese erst um die Jahrtausendwende Aufnahme in die Oration. Niemals wendet sich die Oration direkt an einen Heiligen. Er wird nur erwähnt; sein Fest mag uns Anlaß zu einer Bitte an Gott werden.

Einen klaren Einblick in die christliche Heilsordnung gibt uns die Schlußformel unserer Oration: Per Dominum nostrum Jesum Christum, durch unsern Herrn Jesus Christus. Alles, was wir vom Vater erflehen, erbitten wir durch seinen Sohn, gemäß der Verheißung des Herrn: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bittet, so wird er es euch geben (Joh. 16, 23). Seine Mittlerschaft zeigt uns die Hl. Schrift deutlich auf: Er lebt ja immerdar, um Fürsprache für uns einzulegen (Hebr. 7, 25). So beten wir auch beim Eintritt in das Heiligtum des Kanons: „Dich gütiger Vater, bitten wir demütig und flehen zu Dir durch Jesus Christus, Deinen Sohn, unsern Herrn . . ." Als Mittler steht Christus in enger Beziehung zum Vater als „filius tuus — Dein Sohn", wie zu uns, die wir durch den Kaufpreis seines Blutes sein Eigentum geworden, „Dominus noster — Unser Herr."

Die Herrlichkeit paulinischer Theologie steht hinter dem Beten der Kirche: Das Haupt des mystischen Leibes, der Kirche, Jesus Christus ist als Erstgeborener vieler Brüder heimgekehrt und sitzet zur Rechten des Vaters. Auf ewig thront der Herr als König seines heiligen Volkes, das im Heiligen Geist ihm verbunden ist. In der Einheit des Heiligen Geistes vereinigt sich die streitende Kirche auf Erden mit der triumphierenden im Himmel. So ist es nicht der Priester allein, der in der Oration betet und nicht die kleine Schar der beim Gottesdienst Anwesenden, stets betet die Kirche mit uns. Darum steht die Oration immer in der Mehrzahl: „Wir bitten Dich", „Wir flehen Dich an", „Deine Kirche", „Dein Volk", „Deine Familie", „Deine Diener." Ein weltweites Beten ist es, wenn der Priester am Altar die Arme ausbreitet, Erde und Himmel beten zum Vater. Wir bekräftigen die Bitte mit unserem Amen. So sei es. —

Der Jammer dieser Welt

Seit einiger Zeit „laufen" wieder Transporte von Rückkehrern aus Polen in Deutschland ein. Und mit diesen Transporten läuft die bitterste Enttäuschung, die hoffenden Menschen zuteil werden kann.

Dutzende von Spätaussiedlern aus den russisch oder polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten sitzen im Lager Friedland — ohne Hoffnung. Sie hatten geglaubt, nun läge das Bitterste hinter ihnen. Aber die Ihren, auf die sie gehofft, gebaut, vertraut, sie wollen nichts mehr von ihnen wissen. . .

Da ist die Greisin von 88 Jahren, deren in der Bundesrepublik in guten Verhältnissen lebender Sohn für sie vor ihren letzten irdischen Tagen „keinen Platz" hat.

Da ist die 42jährige Ehefrau, Mutter von drei Kindern, die bei ihrer Ankunft im Lager Friedland ein Telegramm ihres Mannes erhielt: „Aufnahme nicht möglich!" Sie ist nicht möglich, weil sich der Mann, während seine treue Lebensgefährtin zwölf Jahre bitterster Not durchlebte, einer anderen Frau zuwandte, mit dieser ein Kind bekam und an der Heimkehrerin „kein Interesse mehr" hat.

Da ist der 47jährige Kriegsinvalide, der Frau und seine beiden im Alter von 19 und 22 Jahren stehenden Söhne nicht mehr wiedersehen will, weil er mittlerweile bei einer anderen Frau „das große Glück" gefunden hat.

Da ist die 18jährige Spätheimkehrerin, die zu Fuß die Bundesrepublik wieder verließ, da die „Ihren" sie als lästig empfanden.

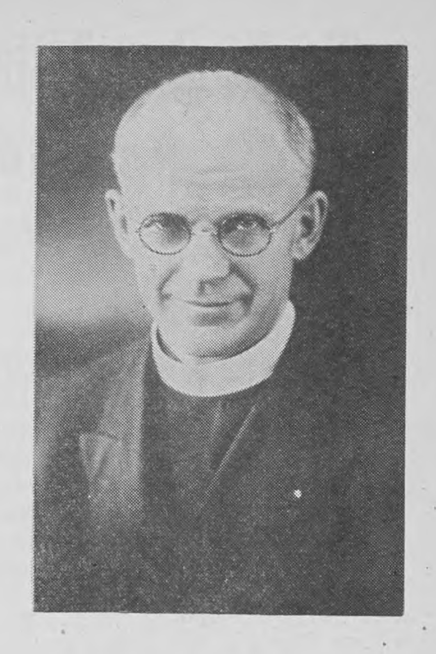
Das sind einige wenige Fälle von Dutzenden. Aber sie zeigen mit erschütternder Deutlichkeit ein Grundübel unserer Zeit: Herzlosigkeit, deren tiefste Ursache — Gottlosigkeit ist.

„Willst du groß werden? Gedenkst du einen großen, hochragenden Bau aufzuführen? Dann denke zuerst an das Fundament, die Demut. Der Bau wird, bevor er emporwächst, in die Tiefe hinabgesenkt. Wie hoch ist der Bau, den wir aufführen wollen? Ich sage es kurz: Bis zu Gott!"

Brevier, Fest eines Abtes
St. Augustinus,

P. Konrad Meier O.M.I.

von P. Joseph Schneider O.M.I.



Der 9. Mai hat der Pfarrei Denzil eine Feier gebracht, wie der Distrikt sie wohl noch nie erlebt hat. Vierzig Priester versammelten sich um den Hochw. Herrn Bischof Klein von Saskatoon und den Abt Severin von Muenster, um der fünfzigsten Wiederkehr des Weihetages des Paters Konrad Meier 0.M.I. zugedenken.

Solche Gedenkfeiern mehren sich in unseren Reihen. Ein hohes, gesegnetes Alter ist keine Seltenheit bei den Dienern des Altares. Kommt es von den jüngsten Errungenschaften der Medizin? Ist es die Frucht des gottgeweihten Lebens? Der Pionierjahre mit ihrer Abhärtung durch einfache Lebensweise, sibirische Kälte und frische Luft auf einsamen Seelsorgspfaden?

Das Programm der Feier war von beispielhafter Kürze und Einfachheit; gerade deshalb erwies es sich allseitig erbauend und befriedigend. Warum hat man es so gemacht? EIN Grund war, der Bedürfnisse der Saatzeit Rechnung zu tragen. Ein anderer war die zarte Rücksichtnahme auf die ärmliche Gesundheit des Goldjubilars.

Geboren 1871 in der Diözese Metz (Elsaß Lothringens), ist er nie im Leben besonders stark gewesen. Es ist ein wahres Wunder, daß er sich auf seinen großen Tag hinübergerettet hat.

Gegen 5 Uhr am Nachmittag fand ein Festmahl in der Dorfhalle statt. Es beschränkte sich auf die Priester und Ordensbrüder, die aus allen Ecken der Provinz Saskatchewan herbeigeeilt waren. Alle beteiligten sich lebhaft an den Speisen, die vom Frauenverein sorgsam vorbereitet waren und huldvoll dargereicht wurden. Noch mehr Leben zeigte sich in den gegenseitigen Unterhaltungen der Schwarzröcke. Für die meisten von ihnen war es das erste Wiedersehn nach langer Zeit. Es rief in jedem Erinnerungen wach wie sie die berühmte Musikprofessorin Ingeborg Magnussen in ihrem kostbaren Büchlein „Meine Heimkehr" (zur kath. Kirche) zusammenfaßt Darin heißt es: Vor meinem Übertritt hatte ich manche Gelegenheit katholische Versammlungen zu besuchen. Besonders die anwesenden Priester beobachtete ich scharf. Dennoch, sagt sie, habe ich nie so viel Feinheit, Zucht und freundliche Zusammenarbeit gefunden wie gerade unter ihnen. Ich konnte sie nur den besten Vertretern des deutschen Offizierstandes vergleichen, denen edler Ordnungsgeist und wahre Männlichkeit wie im Blute lagen.

Um 7 Uhr abends vollzog sich von der Unterkirche her der Einzug in die vollbesetzte Kirche zum feierlichen Dankesamt.

Die Festpredigt suchte auch den Hochw. Herrn Abt von Muenster in ihre Darlegungen einzubeziehen. Denn auch er kann Ende Juni auf ein fünfzigjähriges Priesterwirken zurückschauen. Sie drehte sich um den 125. Psalm:

„In Tränen gingen sie
und streuten den Samen aus;
Frohlockend schauen sie zurück
und tragen ihre Garben."

Sie stellte das Leben und Arbeiten der zwei Jubilare in die Wehen der Einwandererjahre hinein. In die Jahre der bitteren Armut, des harten Schaffens, der vielen Schwierigkeiten, die sich aus der völkischen Abstammung und Herkunft, aus der Verschiedenheit der mitgebrachten Anschauungen, Geschmäcke und Gebräuche der Einwanderer ergaben. All diese Dinge sind den älteren Leuten unter uns nur zu gut bekannt. Aber lohnt es sich nicht, all die Geschehnisse der Vergangenheit von Zeit zu Zeit in der Seele wachzurufen? Zu wundern braucht man sich nicht über die Reibereien und Zusammenstöße jener Jahrzehnte. Sie entsprangen ganz natürlich den eigenartigen Verhältnissen. Dennoch, wer wollte leugnen, daß sie den priesterlichen Führern von damals des öfteren schwer auf die Seele drückten! Staunen muß man nur, daß sie mit solch soldatenhafter Treue und Selbstverständlichkeit angefaßt und überwunden worden sind.

Unsere beiden Jubilare haben mitten in jenen Geburtswehen dringestanden. Trauernd und schweren Herzens haben sie den Samen des Evangeliums ausgestreut. Heute aber, im Rückblick, freuen sie sich über den Erntesegen, den ihre Ausdauer den Seelen und der Kirche beschert hat. Frohlockend schauen sie zurück und zählen ihre Garben.

Der öffentlichen Reden waren nur wenige vorgesehen. Der Bischof hatte eine kurze Begrüßungsansprache in der Halle gehabt. Nach dem Levitenhochamt ergriff er nochmals in der Kirche das Wort. Von den Zeremonien der Priesterweihe ausgehend erklärte er den Gläubigen die Würde und Größe des Priesteramtes und den Segen, den die Diener des Altares als Werkzeuge Christi der Menschheit vermitteln. Aus jedem seiner Worte redete tiefempfundene Hirtensorge. Sie waren durchatmet von dem sehnlichen Wunsch, die Herzen der Eltern zur Pflege des Priesterberufes in den Kinderherzen zu begeistern. Am Ende der kirchlichen Zeremonie überreichte noch ein Mitglied der Gemeinde im Chor der Kirche ein Geschenk.

Pater Meier O.M.I. selber kam gar nicht zum Wort; niemand erwartete es von ihm. Sein Gesichtsausdruck verriet zur Genüge die Freude und Dankesgefühle, die seine Seele durchwogten. Ein je-

(Schluß auf Seite 16)

Die Kirche, Gottes Kraft in unserer Schwachheit

von Dr. Hugo Rahner S.J.

II



Dieses Wort von Asthenie der Kirche ist hart. Wer kann es hören? Aber wir müssen es noch härter machen. Diese Kirche der Schwäche ist nicht nur Glaubenssache, sondern immer auch Glaubensprüfung. Es ist wahr: die Kirche ist hinieden schon Herrin, und wenn unser Auge nicht blöde ist und gehalten, sehen wir in gnadenvollen Stunden den Goldglanz ihres Wesens durch die Risse ihres elenden Pilgergewands schimmern. Aber vielleicht machen wir uns gerade mit dem Trost solcher Stunden, wie wir sie in diesen Tagen erleben dürfen, den Glauben an die Kirche zu leicht und zu billig. Wir hören mit Freuden die unsterblichen Worte des Vatikanischen Konzils: „Die Kirche ist durch sich selbst ein unwiderlegliches Zeugnis ihrer göttlichen Sendung, kraft ihrer hervorragenden Heiligkeit und ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit in allem Guten. Sie ist das unter den Völkern aufgerichtete Zeichen, das alle einlädt, die noch nicht glauben." Das ist wahr. Das ist ewige Wahrheit. Aber wenn nun einer von draußen kommt und sagt: Zeige sie mir, diese Una Sancta, hier und heute, in deiner Familie, in deiner Stadt, in Deutschland, in Rom, in Südamerika, auf dem Weltrund? Seien wir ehrlich mit unserer Antwort. Stellen wir heute neben das hehre Wort des Konzils einmal ein anderes Wort — Augustinus hat es der Kirche in den Mund gelegt, Augustinus, der glühende Liebhaber der heiligen Kirche: „Die mir schon nahestanden, um zu glauben, wurden abgeschreckt durch das Leben der schlechten und der falschen Christen. Wie viele nämlich, meine Brüder, glaubt ihr, möchten gerne Christus sein, aber sie werden beleidigt von den üblen Sitten der Christen. O ja, man lobt die Kirche Gottes. Große Menschen, diese Christen, groß ist die Catholica, wie sie sich lieben, sich füreinander opfern! Es hört das einer, der nicht weiß, daß dabei die Schlechten verschwiegen werden, er kommt, angezogen durch das Lob, er wird abgestoßen von den falschen Christen. Und dann kommen die anderen und sagen: „Wer sind denn diese Christen? Wie sind die Christen? Geizkragen, Geschäftemacher sind sie. Sind es nicht die Christen, die das Theater und den Zirkus füllen, die gleichen, die an Festtagen die Kirche füllen?.

Dieses Wort muß wie ein Schwert ins blutige Herz unseres Gewissens fahren. Werden wir selbst doch nicht immer wieder irre an der Kirche oder kirchenmüde, weil ihr irdisches Erscheinungsbild so armselig ist? Ehrlicher: sind wir es, wir Armselige, wir Sonntagskatholiken, wir Taufscheinversicherte, wir Gelegenheitsfromme, wir bequem gewordenen Hirten, die das Bild der Catholica verzerren und verdunkeln? Weil wir so sind, darum ist die Kirche für viele, die draußen stehen, Glaubensprüfung, vielleicht oft Glaubenshindernis, und für viele, die drinnen sind (für uns selbst oft) billige Entschuldigung dafür, daß wir heimlich ebenso tun, was wir an der Kirche so messerscharf zu tadeln wissen. Dabei kann uns nur eines trösten — und es ist das süße Geheimnis der Gnade jenes Erhöhten, der alle an sich zieht: daß gerade diese Schwäche für den zum tiefsten Glaubensmotiv wird, der in einer seligen Erleuchtung in der Pilgerin Kirche die heimliche Königin erkannt hat. Aber das ist Trost, nicht Entschuldigung.

Nein wir müssen es in dieser Stunde wagen, die Echtheit unseres Glaubens zu erproben im unverwandten Blick auf die am Schandholz in der Wüste der Weltgeschichte aufgehängte Kirche. Wir müssen es lernen, die Kirche zu ertragen. Wir sind der Kirche gegenüber manchmal wie Kinder, die wissend geworden sind und hinter die Schwächen ihrer Eltern kamen. Dazu brauchen wir freilich keine „Schlüssel des Petrus", mit denen uns neulich der gallische Schwätzer Peyrefitte die verstaubten Kammern der Kirche aufschließen wollte. Wir brauchen keine halbstarke Kritik von Menschen, die nie über ihre religiöse Pubertät hinausgewachsen sind. Wir sind selbst wissend und oft traurig. Aber wenn unser naiver Kinderglaube reif werden soll, muß diese Last getragen werden. Diese Kirche, wie sie leibt und west und in vielen ihrer Glieder verwest, ist und bleibt auch für uns Glaubensprobe, Prüfung, Bestürzung, brennende Sorge. Sie kann zur Glaubensgefahr werden, weil wir alle in der Versuchung stehen, sie spiritueller, anziehender, eindrucksvoller, mitreißender zu wünschen — und schon beginnen wir auch heute wieder das uralte Gespensterspiel von der Kirche des reinen Geistes aufzuführen, das da durch alle Jahrhunderte geht von Montanus bis Jansenius und bis in die Kammer unseres Herzens.

Es ist die teuflische Versuchung, das Reich Gottes nun doch schon auf Erden zu vollenden, sich für einen nur glorreichen Messias zu

begeistern, und also das eigene Versagen abzuschieben in den Lobpreis einer Kirche der Geistigen oder einer Kirche des innerweltlichen Erfolgs, der statistisch erfaßbaren Fortschritte, der Konkurrenzfähigkeit mit anderen Religionsgemeinschaften. Nein, ihr Menschen draußen und drinnen, nein, sucht nicht darin die Kirche dessen, der am Schandpfahl auch heute noch aufgehängt ist und nur so, nur so alle an sich ziehen will! Nur an dem göttlichen Wagnis einer Kirche der Versagenden, der Mittelmäßigen, der an die Geschichte und ans eigene armselige Herz Ausgelieferten, kann sich erproben, was Glauben heißt, Glaubensdunkel, Glaubensqual und Glaubensgewalt. Alle Spiritualen des reinen Geistes und allen Realen der reinen Zahl rufen wir ins Angesicht, was in der Urzeit der Kirche Tertullian den Gnostikern zugerufen hat, die Ärgernis nahmen an der aus dem Weibe geborenen und am Kreuzpfahl aufgehängten Menschengestalt Gottes: „Was zerstörst du denn diese notwendige Schande unseres Glaubens? Gerade, was Gottes unwürdig ist, das ist's, was mir frommt. Das Heil finde ich, wenn ich nicht zuschanden werde in meinem Herrn. Gekreuzigt wurde Gottes Sohn: ich schäme mich dessen nicht, eben weil es schandvoll ist!

Sagen wir es in dieser Feierstunde aus den Tiefen unseres Herzens: Nein, du armselige Catholica, wir schämen uns deiner Schwäche nicht. Wir bekennen es mit dem Wort, das uns der Heilige Vater Papst Pius XII. vorgesprochen hat: „Wir schenken dir unsere tatfreudige Liebe auch in der Erscheinung deines sterblichen Fleisches, in deinem menschlich-schwachen Bestand, auch wenn deine Glieder nicht in allem der Stellung entsprechen, die sie in deinem mystisch heiligen Leibe einnehmen." Heilige Kirche, du bist die notwendige Schande unseres Glaubens. Heil mir und Heil der ganzen Welt, wenn wir an dir nicht zuschanden werden!

Diese schwache Kirche ist unsere Glaubensfreude

III

Jetzt erst darf auf unseren Lippen das bittere Wort von der Asthenie der Kirche wieder süß werden. Denn eben in dieser Schwäche ist die Kirche des Gekreuzigten Inbegriff der Gnadengewalt Gottes, sakramental demütiges Zeichen der unwiderstehlich siegreichen Liebe des Vaters unseres Herrn Jesus Christus. Diese schwache Kirche ist unsere Glaubensfreude. Nicht nur, trotzdem sie schwach ist, sondern weil sie schwach ist. Das ist keine theologische Dialektik, die uns der Pflicht entbände und den Schwung nähme zu immer neuem Versuch, ihre Zeugniskraft, ihre Heiligkeit, ja selbst ihre schon auf Erden darstellbare Glorie zu verwirklichen. Aber lauter, des Widerstandes fähig, von der unerschütterten Siegesfreude des Herrn erfüllt, bleibt unser Glaube an die Kirche nur, wenn wir einsehen, daß die ganz anders geartete Macht und Herrlichkeit Gottes sich überhaupt nur zeigen kann in irdischer Ohnmacht und Verächtlichkeit, solange wir in der Mitte der Kirche noch den Herrentod feiern, bis daß er wiederkommt als der Messias der Glorie. Christus ist nun einmal außerhalb der Lagermauern aller menschlichen Maße gestorben, und darum muß die Kirche ihm seine Schande nachtragen (Hebr. 13,13). Daß aber diese Schande schon jetzt tiefste Freude bereiten kann, das können wir vorerst nur in Gnade ahnen, das werden wir erst verstehen, wenn einmal am Ende aller Erdentage das Jubellied durch alle Völker brausen wird: „Und oben hoch erglänzet des Kreuzes Zeichen hehr." Dann, wenn Christus alle Geister der Weltgeschichte scheiden wird mit dem Wort: „Wer über mich und mein Wort schamrot geworden ist in den Tagen jenes ehebrecherischen und sündigen Geschlechtes, über den wird der Menschensohn schamrot werden, wenn er kommt in der Herrlichkeit seines Vaters" (Mark. 8,38; Luk. 9,26).

Ach hinieden ist das noch so schwer zu begreifen. Unsere Augen sind gehalten, und unser Herz ist noch dumpf wie das der wandernden Jünger von Emmaus. Erst am Brotbrechen haben sie den Herrn erkannt. Aber dann brannte ihr Herz. So ergeht es uns. Praestet fides supplementum sensuum defectui. Der Glaube helfe dem Versagen der Sinne. Das gilt auch für das Mysterium der Kirche. Es ergeht ihr wie dem Herrn: im Opfer hat er gesiegt, im Brotbrechen entzündet er Freude, im Getötetwerden hat er den Fürsten dieser Welt hinausgeworfen. Darum erkennen wir ihn und seine Kirche nur im Brechen des Brotes, im Brechen unseres glaubenden Herzens. Und an seiner zerbrochenen Kirche erfassen wir es mit dem leisen Entzücken des geprüften, erlittenen, enttäuschten und weisen Glaubens: hier ist der Herr. Hier ist seine Kirche, die heilige, die katholische. Dann brennt auch

---

Die Liebe bleibt

Wenn auch die Fundamente dieser Erde wanken
Und sich das Maß, das Menschen wertet, wandelt,
Inmitten aller Schmerzen, die sich um uns ranken,
Lebt doch die Kraft, die aus der Liebe handelt.

Die tiefsten Quellen bleiben in der Brust verschlossen,
Damit kein maßlos Wort mit ihnen spiele.
Das Herz bewahrt in sich das Kostbarste beschlossen
Und wägt mit feinen Sinnen die Gefühle.

Es trifft sich manchmal, daß die Mütter still verweilen
Auf ihrem Gang, um auf den Sturm zu lauschen,
Und daß sie lächeln, wenn die Jahre dann enteilen,
Und daß sie mit den Kindern Grüße tauschen.

Sie werden lächeln, wie sie dieses früher taten,
Als wir noch klein war'n und mit roten Wangen
Sie um Gewährung unerfüllter Wünsche baten.
Die Liebe bleibt, ist auch viel Zeit vergangen.

Hans Bahrs

unser Herz. Denn wir wissen: noch ist sie auf dem Wüstenweg, aber er führt ins Gelobte Land. Noch ist sie auf dem Kreuzweg zur Schädelstätte des Todes, aber nur so kommt Pascha, das heißt Übergang ins Ewige. „Darum, meine Brüder, laßt uns singen das Loblied auf den Tod der Kirche", ruft einmal Cyrillus von Alexandrien aus, „auf ihren Tod, der uns heimführt zu den Quellgründen des Lebens, das da heilig ist und in Jesus Christus. Wenn du das Wort ‚Kirche' hörst, dann wisse, daß man dir spricht von der heiligen Gemeinschaft der Glaubenden. Diese Kirche ist am Sterben: aber ihr Sterben führt uns ins andere Leben, aus der Schwächlichkeit in die Kraft, aus dem Verachtetsein in die Glorie, aus dem Zerfall in Unvergänglichkeit, aus den Grenzen der Zeit in das göttlich unveränderliche Leben.

Um auszubrennen das Gedörn der Sündigkeit

Darum also lieben wir die Kirche der Schwachheit. Wir wissen, daß in ihr und also in uns die kommende Weltzeit schon angebrochen ist und der Morgenstern schon über unseren dunklen Herzen steht. Wir schämen uns ihrer nicht, weil es an ihr noch soviel beschämende Dinge gibt. Wir halten es für einen der überwältigendsten Beweise ihrer Einheit und Heiligkeit, daß sie, und also wir, immer jene human vornehme Verachtung zu erleiden haben, mit der man katholische Dinge abzutun oder schamlos interessiert zu analysieren pflegt. Wir zittern für sie, wenn wir sie von der Welt allzu geehrt sehen. Wir tragen lieber ihre Schmach mit ihr hinaus vor die Mauern der Stadt. Und wo immer es in der Welt eine Schande ist oder eine belächelte Rückständigkeit, katholisch zu sein, da wissen wir es in einer lauteren Glaubensfreude: das Königreich ist nahe.

Wir lieben diese Kirche der Schwäche, weil sich nur an ihrer Armseligkeit die gegründete Kraft unserer Liebe zu Christus erweisen kann. Sie hat noch Makel und Runzel. Aber Christus „zieht sie zu sich empor und erfüllt sie hegend mit warmem Leben", wie der Apostel sagt (Eph. 5,29). Darum ist unsere Liebe zur Kirche nicht kleinlich, nicht pharisäisch, sie sucht nicht den Splitter im Auge und zählt nicht die Runzeln im Antlitz ihrer Mutter. Es gilt auch von unserer freudigen Kirchenliebe, was im Hohenlied von der Liebe geschrieben steht: „Sie erträgt alles, glaubt alles, hofft alles, duldet alles" (1 Kor. 13,7). Es ist wiederum ein Wort unseres heiligen Vaters Pius XII., das wir in die Fundamente dieses Katholikentages eingraben wollen: „Wohl gibt es manches in der Kirche, das die Schwäche unserer menschlichen Natur verrät. Aber ihr göttlicher Gründer duldet diese Schwäche. Er duldet sie auch in den höheren Gliedern seines mystischen Leibes, deswegen, weil so die Tugendkraft der Herde und der Hirten erprobt wird und in allen die Verdienste des Glaubens wachsen. Christus wollte auch die Sünder nicht aus seiner Gemeinschaft ausgeschlossen wissen. Wenn also manche Glieder an seelischen Gebrechen leiden, so ist das kein Grund, unsere Liebe zur Kirche zu vermindern, sondern nur Anlaß, tieferes Mitleiden mit ihren Gliedern zu empfinden.

So ist es denn mit der Schwäche der Kirche gleich wie mit der „glücklichen Schuld", ohne die wir nicht die überschwengliche Gnade eines solchen Erlösers besäßen, gleich wie mit dem schmachvollen Tod des Gekreuzigten, ohne den wir kein Leben hätten: ohne die Schwäche, die sündige Armseligkeit der Kirche gäbe es hienieden jene Liebe nicht, die freudig und traurig, zornig und eifernd, geduldig und still das Wort des Apostels erfüllt: wir müssen die Kirche „hegen" wie Christus, sie mit warmem Leben erfüllen, sie tröstend umarmen, für sie eintreten mit Gottes Eifersucht — sie einfach ungeteilt und unbändig liebhaben. Und siehe: in eben dieser Liebe vollzieht sich dann leise und unwiderstehlich bis ans Ende der Tage die Wandlung der Kirche aus Schwäche in Gewalt und aus Mißwuchs in unsterbliche Schönheit: Wo diese Liebe lebendig ist, baut sich die Kirche zum gesunden Vollalter des Herrn auf, wird sie schon hinieden die siegreiche Kirche, die ewige, die lebendige.

Das ist das Geheimnis der schwachen Kirche. So und nicht anders ist sie für uns Glaubenstatsache, Glaubensprüfung und Glaubensfreude. Meine Brüder, schaut euch doch um in der Welt: überall ist Wüste, zielloses Wandern, Durst, der nicht gelöscht wird, Fremde, die keine Heimat mehr kennt. Aber siehe, in dieser Wüste flammt ein Dornbusch, und du hörst das göttliche Wort: „Der Ort, wo du stehst, ist heiliges Land" (Exod. 3,5). Das ist ein Vorbild der heiligen Kirche. Armseliges Wüstengedörn ist sie, aber sie flammt schon jetzt in himmlischem Feuer. Dort stehen wir, an diese Kirche aus schwachem Dorn und gewaltigem Feuer glauben wir, sie ist unseres Glaubens Erprobung und unserer Liebe Jubel. Diese Kirche, sagt der heilige Ambrosius, ist „das heilige Land, auf dem wir feststehen. Wo die Kirche ist, dort sei der feste Standort deines Herzens. In der Kirche sollen ruhen die Fundamente deiner Seele. Denn so spricht der Herr: „in dieser Kirche erscheine ich dir wie einst im Dornbusch. Der Dornbusch bist du, ich bin das Feuer. Feuer im Dornbusch bin ich in deinem Fleische. Feuer bin ich, um dich zu erleuchten, um auszubrennen das Gedörn deiner Sündigkeit, um dir zu schenken in der Kirche meine Huld und meine Gnade."

Das ist, meine Brüder, die Kirche unserer Schwäche und unserer Kraft. Flamme in der Wüste unseres Lebens, Heimat auf der Wanderung, gelobtes Land schon vor der seligen Ankunft. Ein Haus voll Glorie, mit starker Türme Wehr — aber dies alles nur, wenn wir mitten in unserer Not Ausschau halten auf den Tag, an dem das Zeichen des Herrn glorreich am Himmel erscheint, und darum unentwegt und freudig singen: „Und oben hoch erglänzet, des Kreuzes Zeichen hehr!" —

Das eigene Glück allein,
es macht das Glück nicht aus
Willst du ganz glücklich sein,
trag's in des Nächsten Haus.

Spruch

Herr, um eines bitte ich Dich, und das ist, daß ich Dir immer dienen und Dich niemals kränken möge; und im übrigen tu mit mir was du willst.

Hl. Margareta von Cortona

Der Pfarrer von Cucugnan

Eine Erzählung von A. Daudet

Der Abbé Martin war Pfarrer . . . von Cucugnan.

Gut wie Brot, offenherzig wie Gold liebte er seine Cucugnaner wie ein Vater seine Kinder; sein Cucugnan wäre für ihn das Paradies auf Erden gewesen, wenn die Cucugnaner ihm etwas mehr zufriedengestellt hätten. Aber leider webten die Spinnen in seinem Beichtstuhl, blieben am schönen Ostertag die Hostien in seinem Ziborium. Der gute Priester war darüber sehr betrübt, und immer wieder bat er Gott um die Gnade, ihn nicht eher sterben zu lassen, bis er seine zerstreute Herde in den Schafstall zurückgeführt habe. Nun, ihr werdet sehen, daß Gott ihn erhörte.

Als Herr Martin eines Sonntags das Evangelium verlesen hatte, stieg er auf die Kanzel.

„Liebe Brüder", sagte er, „ihr möget mir glauben oder nicht: Neulich stand ich armer Sünder mitten in der Nacht an der Pforte des Paradieses. Ich klopfte an; der heilige Petrus öffnete mir.

„Ei sieh da! Ihr seid es, mein guter Herr Martin", sagte er zu mir, „welch guter Wind führt euch her zu mir? . . . Und was steht zu Diensten?"

Lieber Herr Petrus, ihr verwahrt das dicke Buch und den Schlüssel dazu; möchtet ihr mir nicht sagen — wenn ich nicht zu neugierig bin —, wieviel Cucugnaner bei Euch im Paradies sind?"

Herr Martin, ich wüßte nicht, warum ich euch eine Bitte abschlagen sollte. Setzt Euch! Dann wollen wir nachsehen." Und Sankt Petrus nahm ein dickes Buch, öffnete es und setzte seine Brille auf: „Wir wollen sehen: Cucugnan, nicht wahr?" Cu-Cu-Cu-cugnana. Ah, da ist's. Cucugnan. Mein guter Martin, die Seite ist ja ganz leer. Nicht mehr Cucugnaner als Gräten in einer Truthenne."

„Wie! Niemand aus Cucugnan ist hier? Niemand? Nicht möglich! Seht doch nochmal nach!"

„Niemand, heiliger Mann. Seht selber nach, wenn ihr glaubt ich mache Spaß."

Ich, oh weh! Ich stampfte mit den Füßen auf, rang die Hände und schrie nach Erbarmen. Darauf sagte Sankt Petrus:

„Glaubt mir, Herr Martin! Ihr dürft Euch nicht so aufregen, denn es könnte Euch schlecht bekommen. Übrigens ist es doch nicht Eure Schuld. Eure Cucugnaner müssen sicherlich im Fegfeuer ihre kleine Reinigungszeit mitmachen."

„Oh, habt Erbarmen, großerheiliger Sankt Petrus! Gestattet, daß ich sie wenigstens besuche und sie tröste."

„Gern, lieber Freund. — Da zieht schnell diese Sandalen an, denn die Wege sind hier nicht besser als nötig. — So ist's gut. — Geht jetzt geradeaus! Könnt ihr weit da hinten um die Ecke sehen? Ja, dort werdet ihr eine silberne Pforte finden, die mit schwarzen Kreuzen übersät ist. Wenn ihr da anklopft, wird man euch öffnen. Und nun, Gott befohlen! Bleibt gesund und guter Dinge."

Und ich ging und ging. Was für eine Hitze war das! Noch bekomme ich Gänsehaut wenn ich daran denke. Ein kleiner Pfad, voll Dornengestrüp und voll zischender Schlangen, brachte mich schließlich zur silbernen Pforte.

Bum! Bum! „Wer klopft da?" So ertönt eine heisere, traurige Stimme.

„Der Pfarrer von Cucugnan!"

„Von — — — ?"

„Von Cucugnan."

„Ach so! Tretet ein!"

Ich trat ein. Da saß ein großer, schöner Engel mit pechschwarzen Flügeln und hellleuchtendem Gewande. An seinem Gürtel hing ein diamantener Schlüssel. Kritzekratze schrieb er in ein großes Buch hinein; das war noch dicker als das des hl. Petrus.

„Sagt kurz und bündig, was ihr wollt!" sprach der Engel. „Was ist Euer Begehr?"

„Schöner Engel Gottes, ich möchte wissen — vielleicht bin ich sehr neugierig —, ob die Cucugnaner hier sind."

„Die . . .?"

„Die Cucugnaner, die Leute aus Cucugnan. — Ich bin nämlich ihr Pfarrer."

„Ach so, der Abbé Martin, nicht wahr?"

„Zu Diensten, Herr Engel."

„Cucugnan, sagt ihr also. . ."

Und der Engel öffnete und durchblättert sein großes Buch und befeuchtet seine Finger, damit das Blatt besser rutscht.

„Cucugnan", sagt er und stößt einen langen Seufzer aus. „Herr Martin, im Fegfeuer ist nicht eine einzige Seele aus Cucugnan."

„Ei, sie sind im Paradiese heiliger Mann. Wo sollen sie sonst sein?"

„Aber ich komme ja gerade aus dem Paradiese."

„Ihr kommt von dort! — Und?"

„Na, dort sind sie nicht! — O gute Himmelskönigin. . ."

„Was wollt Ihr, Herr Pfarrer? Wenn sie nicht im Paradiese und auch nicht im Fegfeuer sind, dann sind sie eben — ein Mittelding gibt's da nicht —"

„Heiliger Kreuzesstamm! Jesus, Sohn Davids! O weh, o weh! ist's möglich? Sollte der heilige Petrus etwa gelogen haben? — Ich habe aber doch den Hahn nicht krähen hören! — Ach, wir Ärmsten! Wie soll ich einst ins Himmelreich eingehen, wenn meine Cucugnaner nicht drin sind?"

„Hört, mein armer Herr Martin,

Wir dürfen nicht vergessen, daß Christus all unsere Leiden, Armseligkeiten und Genugtuungen, soweit sie mit seiner Gottheit sich vereinen ließen, auf sich nahm und geheiligt, uns aber auch die Kraft verdient hat, sie unserseits zu ertragen und vor Gott verdienstlich zu gestalten.

Dom C. Marmion O.S.B.

da Ihr ja um jeden Preis Klarheit über alles bekommen und mit eigenen Augen sehen wollt, wie es steht, so wählt diesen Pfad da und lauft, wenn möglich, so schnell ihr könnt. Linker Hand werdet Ihr ein großes Portal finden. Dort müßt Ihr Euch nach allem erkundigen. Gott sei mit Euch!"

Und der Engel schloß die Tür.

Es war ein langer Pfad bis dahin, ganz gepflastert mit rotglühenden Kohlen. Ich schwankte, als wenn ich getrunken hätte; bei jedem Schritt strauchelte ich; ich war wie aus dem Wasser gezogen, der Schweiß drang mir aus allen Poren, ich keuchte vor Durst. Kurz und gut, auf Ehre, ohne die Sandalen, die der gute heilige Petrus mir geliehen hatte, hätte ich mir die Füße bestimmt bis auf die Knochen verbrannt.

Als ich so daherhumpelnd Fehltritte genug gemacht hatte, sah ich zu meiner Linken eine Tür, nein, ein Portal, ein riesiges Portal, weit offen wie die Tür eines Backhauses. Oh, liebe Kinder, welch ein Anblick, dort fragt man nicht nach meinem Namen; dort gibt es kein Register. Liebe Brüder, das Tor führte in einen riesigen Ofen, und ich sah Scharen von Menschen hineingehen, genau so, wie ihr sonntags in die Kneipe strömt. Ich schwitze gehörig, obwohl ich fror. Mich schauderte. Die Haare standen mir zu Berge. Es roch nach Brand;nach versenktem Fleisch; ein abscheulicher Geruch, ähnlich dem, der sich in unserem Dorf ausbreitet, wenn der Hufschmied einem alten Esel ein Hufeisen aufbrennt, kam mir entgegen. Die stinkige und brandige Luft benahm mir den Atem; ich hörte ein schauderhaftes Geschrei, ein Gewimmer. Hörte Heulen und Flüche.

„He, du! Kommst du herein oder nicht?" fragte mich ein gehörnter Teufel und sticht mit seiner Gabel nach mir.

„Ich? Ich gehe nicht hinein. Ich bin ein Freund Gottes."

„Du bist ein Freund Gottes! — Ei, was suchst du denn hier, Vieh von einem räudigen Schaf?"

„Ich komme — Oh, ich bin so müde, daß ich nicht mehr auf meinen Beinen stehen kann. — Ich komme — ich komme von weit her, — um euch ganz ergebenst zu fragen, ob — ob — ob nicht etwa zufällig — hier jemand — jemand aus Cucugnan ist."

„Ah, Himmeldonnerwetter! Du stellst dich aber dumm an, du Rindvieh, als wenn du nicht wüßtest, daß ganz Cucugnan hier ist. Sieh mal da, du häßlicher Schwarzrock! Mach deine Augen doch auf! Dann wirst du sehen, wie wir sie hier zurichten, deine berühmten Cucugnaner."

Und ich sah mitten in einem schrecklichen Wirbel den langen Joseph, der so oft ein Gläschen zu viel trank und seine Klara so oft verprügelte.

Ich sah Pascal, den Meister Pechdraht, der sein Öl aus den Oliven des Herrn Julian preßte. Ich sah Lieschen, die Ährenleserin, die, wenn sie sammelte, ganze Hände voll aus der Getreidemiete stahl, um schneller eine dicke Garbe zu haben. Ich sah den Notar Grapsi, der seine Klienten so gut zu rupfen verstand. Und die Kathrine sah ich, die ihren getauften Wein so teuer verkaufte, und den „Krummen Daniel", der ruhig weiterging, wenn ich ihm mit dem Leibe des Herrn begegnete, der seinen Hut nicht einmal vom Kopfe nahm und seine Pfeife im Schnabel behielt — und stolz wie ein Spanier dreinschaute — wie wenn er einem Hund begegnet wäre.

Blaß, bleich vor Angst stöhnten die Zuhörer, als der eine in der weitgeöffneten Hölle seinen Vater, seine Mutter, der andere seine Großmutter und seine Schwester im Geiste sah.

Ihr fühlt wohl, liebe Brüder," fuhr der Abbé Martin fort, „ihr fühlt wohl, daß es so nicht weiter gehen kann. Ich bin für die Seelen verantwortlich und ich will und will euch vor dem Abgrund retten, in den ihr alle Hals über Kopf zu stürzen droht. Morgen mache ich mich ans Werk, gleich morgen. Und an Arbeit wird es mir nicht mangeln. Hört, wie ich die Sache anfassen werde: Damit sich alles schnell abwickelt, müssen wir Ordnung halten. Wir gehen daher der Reihe nach, genau so wie im Wirtshaus, wenn Ball ist.

Morgen, Montag, werde ich die alten Männer und Frauen Beichte hören. Das geht schnell. Dienstag kommen die Kinder an die Reihe. Ich werde bald fertig sein. Mittwoch die Burschen und Mädchen. Das kann lange dauern. Donnerstag sind die Männer dran. Wir werden es kurz machen. Freitag die Frauen. Ich werde sagen: Kein Geschwätz! Samstag ist der Müller an der Reihe! — Ein Tag ist nicht zu viel für ihn ganz allein. Und wenn wir Sonntag fertig sind, können wir zufrieden sein.

Seht liebe Kinder, wenn der Weizen reif ist muß man ihn schneiden; und wenn der Wein abgefüllt ist, muß man ihn trinken!

Es ist genug schmutzige Wäsche da; wir müssen sie waschen, und zwar gründlich waschen. Das ist die Gnade, die ich euch wünsche. Amen.

Wie der Pharrer angeordnet hatte so wurde es gehalten. Man wusch die Wäsche.

Seit diesem denkwürdigen Sonntag kann man zehn Meilen im Umkreis den Duft der Tugenden Cucugnans einatmen.

Und Herr Martin, der gute Hirt, glücklich und voll Freude, hat neulich nachts geträumt, er sei mit seiner ganzen Herde in strahlender Prozession inmitten einer Wolke duftendem Weihrauch und inmitten der Meßdiener, den hell erleuchteten Weg zur Stadt Gottes hinaufgepilgert. —

P. KONRAD MEIER O.M.I.

(Schluß von Seite 11)

der der Anwesenden wußte, wie sehr seine schwache Brust und Stimme ihm zeitlebens das Predigtamt erschwert haben. Aber ein jeder dachte auch daran, wie dieses lebenslange Leid und scheinbare Versagen Gottes besonderen Segen auf seine jeweilige Herde herabgezogen haben muß. Im Buch des Lebens steht's vermerkt.

Seit einiger Zeit hat er im Pfarrhaus zu Denzil seine Herberge aufgeschlagen. Wir wünschen ihm die verdiente Ruhe in Gottes Freude und Frieden zu verbringen, während seine Lebenssonne langsam den westlichen Horizont hinuntergleitet.

Die "Zeugen Jehovas"

Vom Schriftleiter

II

Wenn die „Zeugen Jehovas" zu uns Katholiken kommen, schlagen sie die Bibel auf und lesen uns Matthäus 23:9 vor: „Auch sollt ihr auf Erden keinen Vater nennen. Nur einer ist euer Vater, der im Himmel." Und dann sagen sie uns: „Ihr Katholiken nennt eure Priester ‚Pater', ‚Vater', ‚Father', ‚Padre'. Das ist gegen die Bibel und gegen Gottes Gebot. Eure Priester sind Diener Satans, und ihr seid Balaamiten, Edomiten, Kinder des Teufels, wenn ihr auf sie hört. Bekehret euch, oder Gott Jehova wird euch vernichten."

Der Katholik weiß darauf weder Antwort noch Gegenrede. Denn wahrhaftig, so steht es schwarz auf weiß in der Bibel geschrieben: „Ihr sollt auf Erden keinen Vater nennen!" Ist die katholische Kirche womöglich doch gegen die Lehre der Bibel und das Gesetz Gottes?

Nun erzählt uns aber die Bibel in Joh. 8:56, daß Jesus selbst einem Menschen den Namen ‚Vater' gab: „Abraham, euer Vater, frohlockte, daß er Meinen Tag sehen sollte!" Und weiter steht in der Bibel geschrieben, daß St. Stephanus und St. Paulus die Mitglieder des jüdischen Hohen Rates mit dem Ausdruck ‚Väter' anredeten (Apostelgeschichte 7:2 und 22:1).

War Jesus gegen Sein eigenes Gebot? Waren St. Stephanus und St. Paulus dem Gesetze Gottes gegenüber ungehorsam, als sie trotz Jesu Lehre, Menschen auf Erden doch mit dem Worte ‚Vater' anredeten?

Die hl. Bibel ist Gottes Wort. Sie enthält weder Irrtümer noch Widersprüche. Wenn wir in der Bibel lesen, daß Jesus gesagt habe, man dürfe keinen Menschen Vater nennen, wenn wir dann weiter lesen, daß Jesus nachher doch Menschen, wie z.B. Abraham, ‚Vater' nannte, daß auch St. Stephanus und St. Paulus es taten, dann muß man wohl einmal nachschauen, warum Jesus in Matth. 23:9 davon sprach, keinen ‚Vater' zu nennen, und was Er mit diesem Verbote sagen wollte.

Kapitel 23 des St. Matthäusevangeliums beginnt mit den Worten: „Auf dem Stuhle Moses sitzen die Schriftgelehrten und Pharisäer." Von diesen redet Jesus im ganzen Kapitel 23. Er wirft ihnen vor, daß sie sich zum Vater des Gesetzes Gottes gemacht haben, daß sie die Gebote des Herrn ändern und umdeuten, als wenn sie Gott dem Vater im Himmel gleich wären. In diesem Sinne darf sich kein Mensch ‚Vater' nennen, darf kein Mensch ‚Vater' sein wollen. Die Schriftgelehrten und Pharisäer aber ließen sich ganz nach dieser Auslegung ‚Vater' nennen.

Kaum zwei Wochen nach Jesu Himmelfahrt steht Petrus vor den Juden und spricht zu ihnen vom „Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott unserer Väter" (Apostelgeschichte 3:13). Und St. Paulus schreibt in der Hl. Schrift (1 Kor. 4:15): „Ich bin durch die Verkündigung des Evangeliums euer Vater in Christus Jesus geworden."

St. Petrus nennt Menschen ‚Vater', und St. Paulus nennt sich selbst ‚Vater' der Gläubigen, obwohl er Jesu Wort: „Ihr sollt keinen Vater nennen" sehr wohl kannte. Es sagt aber auch St. Paulus in der Bibel (Epheser 3:14,15): „Ich beuge meine Knie vor dem Vater unseres Herrn Jesus Christus, nach dem sich jede Vaterschaft im Himmel und auf Erden nennt."

In diesem Sinne der St. Pauluslehre der Hl. Schrift nennen sich die Apostel und auch jene, die durch die Jahrhunderte der Apostel Werk fortführen, das heißt die katholischen Bischöfe und Priester, ‚Vater'. Neues, geistiges Leben geben sie den Gläubigen. Dieses Leben kommt jedoch nicht von den Menschen, es kommt von Jenem, von dem die Bibel sagt: „Nur einer ist euer Vater, der im Himmel!" (Matth. 23:9). Von Ihm stammt alle Vaterschaft der Apostel, der Bischöfe und der Priester. Eine apostolische Vaterschaft, die Gott anerkennt und segnet, solange sie glaubend und gehorsam ihre Knie beugt „vor dem Vater unseres Herrn Jesus Christus." Etwas, das die Pharisäer und Schriftgelehrten nicht taten, die alten und auch viele der modernen „Gelehrten" und „Zeugen" der Schrift.

Es schüttelt sich jeder echte „Zeuge Jehovas", wenn er nur das Wort ‚Pater' oder ‚Father' hört. Fragt man ihn aber, wer ihm denn eigentlich den Titel „Zeugen Jehovas" gegeben habe, dann öffnet er schnell wieder die Bibel und liest uns Isaias 43:10 vor: „Ihr sollt Mir Zeugen sein."

Isaias 43:10 wurde mehr als 700 Jahre vor Christus, (Isaias war um das Jahr 765 vor Christus geboren), und ungefähr 2600 Jahre vor dem Tage geschrieben, von dem ab sich die Nachfolger Russels „Zeugen Jehovas" zu nennen begannen (das geschah im Jahre 1931!). Im Kapitel 43 des Buches Isaias spricht Gott zum Volke Israel, und den Israeliten sagte Er: „Ihr sollt Mir Zeugen sein!"

Woher wissen wir aus der Bibel, daß Gott damals nicht zu den Israeliten sprach, wie die Bibel erzählt, sondern die „Zeugen Jehovas" im Sinne

hatte? Daß Er diese 2600 Jahre später lebenden Menschen damals schon beauftragt habe, Seine „Zeugen" zu sein?

Im Jahre 1913 stand der Gründer der „Zeugen", Charles Taze Russel, in Hamilton, Ontario, vor Gericht. Dort sagte er unter Eid aus, daß er als „wissenschaftlich geschulter Bibeltheologe" die griechische Sprache kenne. Als man ihm eine griechische Ausgabe der Hl. Schrift vorlegte, zeigte es sich, daß er falsch ausgesagt hatte. Er konnte nicht einmal die griechischen Buchstaben lesen. Russel kannte keine der biblischen Sprachen, weder Hebräisch, noch Aramäisch, Griechisch oder Latein. Dieser Unkenntnis wirklicher Bibelwissenschaften wegen ist er auch zu dem eigenartigen Namen „Jehovah" gekommen. — einen Namen, den man nirgendwo in der Bibel finden kann.

Als Gott sich Moses zeigte (Exodus 3:14), sprach Er: „Ich bin, der Ich bin." So benannte sich Gott selbst, und diese Benennung war den Juden äußerst heilig. Sie nannten Ihn „Yahveh", das heißt: Der da ist!

Nun gab es in der alten jüdischen Schrift keine Schriftzeichen für die Buchstaben a,e,i,o,u. Wenn die alten Juden „Yahweh" schrieben, benutzten sie folgende Buchstaben: „YHWH". Daß dieses „YHWH" „YaHWeH" ausgesprochen wurde, mußte jeder Schriftgelehrte wissen.

Der Name „YaHWeH" war den Juden so heilig, daß niemand ihn gebrauchen durfte. Selbst in der Synagoge, bei der Vorlesung der Heiligen Schrift, sagten die jüdischen Priester niemals „YaHWeH", sie sagten „Adonay Elohim", das heißt: Gott der Herr.

Jahrhundertelang sahen die Juden in ihren Schriften das Zeichen „YHWH", und jahrhundertelang hörte keiner, wie dieses Schriftzeichen ausgesprochen werden müsse. So kam es, daß im Laufe der Zeit eine falsche Aussprache sich breit machte, und zwar das Wort „YeHoWaH". Falsche Buchstaben wurden zwischen die Zeichen YHWH gesetzt. Später erst wurde dieses verbessert und der Öffentlichkeit gesagt, daß es nicht heiße Yehowah, Jehova, sondern Yaweh, Jahve.

Davon wußte Russel selbstverständlich nichts. Und auch die „Zeugen Jehovas" sprechen nur von einem „Gott Jehovah", den die Bibel nicht kennt. Auch sagt die Bibel nichts darüber, daß dieser „Gott Jehovah" Seinen Thron da irgendwo in der Sterngruppe Plejade habe, wie Russel in seinem Buche „Reconciliation" schreibt. Nicht auf einem Sterne lebt Gott, sondern, wie die Bibel schreibt, (1 Tim. 6:16), „in einem unzugänglichen Lichte."

Über „Gott Jehova" schreibt Russel (Schriftstudien, I, 195): „Wir können uns unseren göttlichen Vater ebensowenig wie unseren Herrn Jesus Christus nur als große Geister ohne Körper vorstellen. Ihre Leiber sind herrliche geistige Leiber."

„Gott ist Geist", sagt die Bibel (Joh. 4:24; auch 2. Kor. 3:17). Die „Zeugen Jehovas" aber behaupten: Gott ist nicht reiner Geist. Er hat einen Leib, wohl einen geistigen, aber doch einen Leib.

In der Bibel sagt Jesus: „Ich und der Vater sind Eins" (Joh. 10:30). Die „Zeugen" aber lehren: Gott Jehovah und Christus sind nicht eins. Jehovah ist Gott, Christus ist von Gott als „Erzengel Michael" erschaffen worden.

Die Bibel sagt, der „Heilige Geist" (Apostelgeschichte 2:4) sei der „Geist des Vaters" (Matth. 20:20) und „der Geist Jesu" (Apostelgeschichte 16:7). Und die Bibel läßt Jesus sagen: „Tauft sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes."

Die „Zeugen" aber lehren: Man kann nicht „im Namen des Heiligen Geistes taufen", denn der

---

Dreifaltigkeit

Glaubensbekenntnis des hl. Athanasius

„Der katholische Glaube ist dieser:
Daß wir einen Gott in der Dreiheit und die Dreiheit in der Einheit verehren,
ohne die Personen zu vermengen und das Wesen zu spalten;
denn eine andere Person ist die des Vaters, eine andere die des Sohnes, eine andere die des Heiligen Geistes;
aber Vater und Sohn und Heiliger Geist ist zu eigen eine Gottheit, gleiche Herrlichkeit, gleichewige Majestät.
Wie der Vater, so der Sohn, so der Heilige Geist:
Unerschaffen der Vater, unerschaffen der Sohn, unerschaffen der Heilige Geist.
Unermeßlich der Vater, unermeßlich der Sohn, unermeßlich der Heilige Geist.
Ewig der Vater, ewig der Sohn, ewig der Heilige Geist, und doch nicht drei Ewige, sondern ein Ewiger,
wie nicht drei Unerschaffene noch drei Unermeßliche,, sondern ein Unerschaffener und ein Unermeßlicher.
Ebenso allmächtig der Vater, allmächtig der Sohn, allmächtig der Heilige Geist,
und doch nicht drei Allmächtige, sondern ein Allmächtiger.
Ebenso ist Gott der Vater, Gott der Sohn, Gott der Heilige Geist, und doch nicht drei Götter, sondern ein Gott.
So ist Herr der Vater, Herr der Sohn, Herr der Heilige Geist,
und doch nicht drei Herren, sondern ein Herr.
Wohl läßt uns die christliche Wahrheit jede Person einzeln als Gott und Herr bekennen,
und doch dürfen wir nach der katholischen Religion nicht von drei Göttern oder Herren sprechen.

Heilige Geist ist keine göttliche Person, er ist nichts anders als die Kraft, die von Gott ausgeht. Die Lehre der katholischen Kirche über die Heiligste Dreifaltigkeit ist eine „widersinnige und falsche Lehre" („Flugblatt gegen die Geistlichkeit").

Ganz offen und ganz gegen die Lehre der Hl. Schrift leugnet der „Zeuge Jehovas" die Heiligste Dreifaltigkeit und die wesenhafte Gottheit Jesu Christi.

„Wie es im Volke falsche Propheten gab, so werden auch unter euch falsche Lehrer auftreten, die verderbliche Lehren einführen. Sie verleugnen den Herrn, der sie losgekauft hat", warnt die Hl. Schrift (2 Petrus 2:1). Selbst Jesus warnte: „Hütet euch vor den falschen Propheten! Sie kommen in Schafskleidern zu euch, innen aber sind sie reißende Wölfe! An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" (Matth. 7:15).

Eine der schönsten Früchte, an denen man den wahren Jünger Jesu erkennt, wird in der Hl. Schrift mit den Worten beschrieben: „Wer Gott liebt, muß auch seinen Bruder lieben" (1 Joh. 4:21).

Der „Zeuge Jehovas" kommt nicht in Liebe zu uns. Er kommt mit glühendem Haß. Er haßt einen jeden und er haßt alles, Seelen, Kirche, Priester, nichtkatholische Prediger, Regierungen und Staatenlenker — jeden und alles, der und was nicht die Bibelerklärung des „Wachtturmes" (Watchtower) bekennt.

Höchst interessant wird es, wenn man die „Zeugen" frägt: „Wie haltet ihr denn Jesu Gebot: Ich war krank, und ihr habt mich gespeist. getränkt, besucht und gekleidet (Matth. 25:36).

Diese Frage wurde den „Zeugen Jehovas" vom Sekretär der Amerikanischen Radio Kommission, Mr. Goux, öffentlich gestellt. Die Antwort lautete: „Dazu sind wir nicht da. Wir sind von Gott gesandt, dem Gotte Jehovah Zeugnis zu geben."

Trotz ihres außerordentlich hohen Einkommens geben die „Zeugen Jehovas" keinen Cent für Liebeswerke her. Sie unterstützen keinen, weder die Hungernden noch die Vertriebenen noch die Obdachlosen und Kranken.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" (Matth. 7:15).

Es warnt Gott in der Hl. Schrift: „Trauet nicht jedem Geiste! Prüft die Geister, ob sie aus Gott sind. Denn viele falsche Propheten sind in die Welt hinausgegangen!" (1 Joh. 4:1).

Möge Gott uns erhalten unseren Taufbund mit Ihm —

Der Vater ist von keinem gemacht, auch nicht erschaffen, auch nicht gezeugt.
Der Sohn ist vom Vater allein, nicht gemacht, nicht geschaffen, sondern gezeugt.
Der Heilige Geist ist von Vater und Sohn, nicht gemacht, nicht geschaffen, nicht gezeugt, sondern ausgehend.
Also nur ein Vater, nicht drei Väter, ein Sohn, nicht drei Söhne, ein Heiliger Geist, nicht drei Heilige Geister.
Und in dieser Trinität gibt es kein früher oder später, kein größer oder kleiner,
sondern alle drei Personen sind gleich ewig und sind sich ganz gleich, so daß, wie schon gesagt, die Einheit in der Dreiheit und die Dreiheit in der Einheit zu verehren ist.
Wer also zum Heil kommen will, muß so von der Trinität denken.
Zum ewigen Heil ist es aber notwendig, daß man auch an die Menschwerdung unseres Herrn Jesus Christus glaubt. So ist es also rechter Glaube, daß wir glauben und bekennen, daß unser Herr Jesus Christus, der Gottessohn, Gott und Mensch ist.
Gott ist Er als gezeugt vor aller Zeit aus dem Wesen des Vaters,
und Mensch ist Er als in der Zeit aus dem Wesen der Mutter geboren:
Vollkommener Gott, vollkommener Mensch, bestehend aus Geistseele und Menschenleib,
gleich dem Vater der Gottheit nach, geringer als der Vater der Menschheit nach.
Sowohl Gott als Mensch — sind es doch nicht zwei, sondern der eine Christus, Einer nicht durch Umwandlung der Gottheit in den Menschen, sondern durch Aufnahme der Menschheit in Gott, so ist Er Einer nicht durch Vermischung des Wesens, sondern durch die Einheit der Person, denn wie Geistesseele und Leib der eine Mensch sind, so Gott und Mensch der eine Christus!"

Vor einem altem Marienbild

Du bist nicht schön
und nicht aus edlem Holz,
doch warst du immer meiner Andacht Bild.
Ließ nicht der Herr erstehn
den Menschen voller Stolz
aus Staub, als Kron' im irdischen Gefild?

Es mögen wohl die Reichen dich umgeben
mit Gold und edelem Gestein
und was ein Künstler je erfand!
Doch, ist wohl größer ihr Erleben?
Dein Bild verklärte stets mein Sein,
wenn ich in Andacht vor dir stand.

Ich bin nun alt, wie du,
nur eines ist mein Flehen:
„Du warst mein Trost im Leben,
und gehe ich zur sel'gen Ruh,
dann mög' ein neues Bild erstehen.
Was es mir war, das mög' es andern geben!"

Fritz Bolzau

Aus der katholischen Welt

Le Pas (Manitoba, Kanada), P. Joseph Egenolf O.M.I. zum Gedächtnis — Am 15. August d. J. wollte der gute Pater Joseph Egenolf O.M.I. auf seiner Missionsstation St. Peter am Nordende des Rentiersees sein diamantenes Ordensjubiläum feiern. Der Herr über Leben und Tod wollte es anders: Am 14. März d. J. rief er seinen guten und treuen Diener zu sich. — „der Sonntag", die Kirchenzeitung seiner Heimatdiözese Limburg, berichtete am 14. Oktober v. J. über P. Egenolf: „Unser ‚Eispater' gehört zu den Pionieren der Mission und zu den größten Söhnen unseres Vaterlandes. Er ist ein leuchtendes Vorbild für jung und alt." —

Pater Egenolf wurde am 15. Oktober 1876 in Dehrn im Kreise Limburg / Lahn geboren. Nach seinen Gymnasialstudien im Missionskolleg St. Karl bei Valkenburg, Holland, machte er sein Noviziat in St. Gerlach, ebenfalls bei Valkenburg, Holland, und legte am 15. August seine ersten Ordensgelübde ab, denen am 15. August des darauffolgenden Jahres die Ewigen Gelübde folgten. Seine philosophich- theologische Ausbildung erhielt er an der Hochschule der Oblaten in Hünfeld, wo er am 8. Mai 1902 zum Priester geweiht wurde. Am 27. Juli 1903 erhielt er seine Bestimmung für die Eismission. Sehr bald übertrug ihm sein Bischof die Leitung der verwaisten, einsamen Missionsstation St. Peter, auf der er — „fern von jeder Zivilisation, bei 40 bis 50 Grad, dem vom Nordpol über die Hudsonbai wehenden Nordostwind ausgesetzt" — 54 lange Jahre als Missionar und Seelsorger wirkte. Ungezählte Tausende Kilometer hat er mit dem Hundeschlitten zurückgelegt in seinem Missionssprengel, der größer war als Westdeutschland, um den Indianern das Wort Gottes zu verkünden und die heiligen Sakramente zu spenden. „Trotz aller Entbehrungen und Opfer hat P. Egenolf . . . nie seinen Humor verloren. Sein einziges Ziel war, immer den Willen Gottes zu erfüllen und ‚den Armen das Evangelium zu verkünden'." — Er ruhe in Frieden!

Leopoldville, Fortschritte in Belgisch-Kongo, Ruanda und Urundi — Im letzten Jahr hat die Zahl der Katholiken in Belgisch-Afrika um 400 000 Seelen zugenommen. Am stärksten war der Zuwachs in den Mandatsgebieten Ruanda und Urundi, wo jede Woche rund 1 800 Neuchristen in die Kirche aufgenommen wurden. Wenn die Zahl der Priester im gleichen Maße zugenommen hätte, könnten dort die Bischöfe jede Woche eine neue Pharrei errichten. Leider wächst die Zahl der Priester nicht in demselben Maße wie die der Gläubigen; sie hat sich im Jahr nur um 165 vermehrt. Von den 1 486 Priestern, die man am 1. Juli 1956 in Belgisch-Afrika zählte, waren 466 einheimische, dazu kamen noch 477 schwarze Theologiestudenten. Am gleichen Stichtage kamen auf 17 Millionen Einwohner 5,5 Millionen Katholiken und 1,1 Millionen Taufbewerber.

Bischofsweihe bei den Hünfelder Oblaten

Seine Heiligkeit Papst Pius XII. hat am 26. Januar 1957 den Obern der katholischen Mission von Otjiwarongo, Südwestafrika, Pater Rudolf Koppmann O.M.I., zum Titularbischof von Dalisandus in Pamphylien und zum Koadjutor mit dem Rechte der Nachfolge des Apostolischen Vikars von Windhuk, Südwestafrika, ernannt. Seine Exzellenz Erzbischof Joseph Gotthardt O.M.I., Apostolischen Vikar von Windhuk, hat am Feste der Apostel Philipp and Jakob, 11 Mai 1957, in der Kirche des St. Bonifatiusklosters in Hünfeld dem neuernannten Koadjutor die Bischofsweihe erteilt. Der neue Oblatenbischof, Exzellenz Koppmann, stammt aus Essen (Ruhr), wo er am 18. Januar 1913 geboren wurde. Er studierte zunächst am Realgymnasium seiner Vaterstadt und trat später in das Missions-Kolleg der Oblaten bei Valkenburg (Holland) als Missionsschüler ein. Am 24. April 1932 begann er in Maria-Engelport bei Treis an der Mosel sein Noviziat und legte am 25. April 1933 seine ersten Ordensgelübde ab. Seine höheren Studien machte er an der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Oblaten zu Hünfeld, wo er sich am 25. April 1936 durch die ewigen Gelübde ganz in den Dienst der Kirche und seiner Ordensfamilie stellte. Am 10. April 1938 wurde er zum Priester geweiht, und am 3. April des folgenden Jahres erhielt er seine Bestimmung für das Apostolische Vikariat Windhuk, wo er als Missionar — zuletzt als Oberer der Mission von Otjiwarongo — überaus segensreich wirkte. Erzbischof Gotthardt begleitete seinen neuernannten Koadjutor nach Hünfeld, um ihn am gleichen Altar, an dem er selbst am 5. September 1926 von Erzbischof Augustinus Dontenwill O.M.I., dem damaligen Generalobern der Oblaten, die Fülle des Priestertums erhielt, zum Bischof zu weihen. Seit 31 Jahren leitet Erzbischof Gotthardt die Geschicke des Apostolischen Vikariates Windhuk. In Anerkennung seiner Verdienste um den Ausbau der Mission in Südwestafrika erhob Papst Pius XII. Exzellenz Gotthard anläßlich seines silbernen Bischofsjubiläums, das er am 5. September 1951 beging, zum Päpstlichen Thronassistenten. Am 28. Juli des gleichen Jahres war ihm bereits der persönliche Erzbischofstitel verliehen worden.

Adolf Kolpings soziale Ideen

Zum badischen Gesellentag in Karlsruhe am 20. Mai

Hohe und höchste Autoritäten in Kirche und Staat haben bis in jüngste Zeit wiederholt die zeitnahe und aktuelle Größe der Ideen und Forderungen Kolpings herausgestellt, nicht zuletzt Papst Pius XII. Er sah in ihm den Priester der Vorsehung mit einer Sendung für alle Stände und Volksschichten. Die gleiche Auffassung brachte Bundeskanzler Dr. Adenauer in einer an die Kolpingsöhne gerichteten Ansprache zum Ausdruck, die wir im folgenden wiedergeben.

„Uns Kölnern und Ihnen draußen in den deutschen Landen, die Sie zur Kolpingfamilie gehören, ist das Grab von Minoriten ans Herz gewachsen. Es ist das Grab des Gesellenvaters Kolping, des weitblickenden, tiefreligiösen Gründers Ihrer Bewegung. Ich habe vor langen Jahren mich oft mit Verwandten unterhalten und mir von ihnen erzählen lassen, über ihn, bei denen er oft im Hause verkehrt hat. Ich habe das stille Grab in Minoriten früher oft besucht. Immer wieder fühlte ich mich stark angezogen von dieser einzigartigen Persönlichkeit, diesem sozialen Lehrmeister auch für unser Jahrhundert. Adolf Kolping hatte wirklich seine Hand am Puls der Zeit und erkannte ihre Nöte. Sehr früh war es ihm klar, daß eine hemmungslose Industrialisierung eine soziale Verelendung mit sich bringen mußte. Er begann seinen Weg in der gleichen Stadt und in der gleichen Zeit, da Karl Marx seinem Jahrhundert einen Irrweg zeigte. An den Ergebnissen beider Lehren läßt sich das erkennen. Wir haben doch erlebt, ich muß schon sagen, zu unserem Schrecken haben wir erlebt —, wie in den letzten 50 Jahren die Nichtbeachtung der Ideale Adolf Kolpings zu einer zunehmenden Zerrüttung im Familien- und Staatsleben geführt hat. Das Programm Adolf Kolpings ist lebendig und reich geblieben. Es ist auch heute noch im wahren Sinne des Wortes zeitgemäß. Kein Jota braucht geändert werden. Denn Adolf Kolping hat seine Schüler immer wieder auf die Fundamente des menschlichen Lebens: auf die Religion, die Familie, den Beruf und den Staat hingewiesen. Das Natürliche, das Ursprüngliche, das nicht künstlich Konstruierte erwies sich auch hier wieder als das Echte und Dauerhafte. Das Kolpingwerk braucht keine Revision.

1. Adolf Kolping hat die Religion zur Grundlage des Daseins gemacht. Diese Lebenshaltung und Lebensgestaltung sind es, die nach seiner Meinung aus der Bindung an Gott den Gläubigen einen offenen Blick und ein offenes Herz für die Mitmenschen gewinnen lassen. Er wandte sich gegen den Nihilismus, der ja letztlich nur aus dem Verlust jeder echten Lebensgrundlage und Lebenssicherheit entsteht, gegen die Unordnung auf allen Gebieten. Er wandte sich gegen die hoffnungslose Unwahrhaftigkeit und Angst. Er ruft auf zu einem unerschütterlichen Gottesglauben. Er erkannte und lehrte, daß sich die Religion nicht als Teilgebiet des menschlichen Lebens behandeln läßt, sondern daß sie Grundlage aller Lebensgebiete ist und bleibt. „Religion ist das Mark allen menschlichen Tuns", lautet einer seiner Aussprüche. Auf dieser Grundlage gilt es, dem Übel unserer Zeit zu begegnen: der geistigen Verwirrung, der politischen Gleichgültigkeit, der sittlichen Verwilderung, dem Mangel jeder festen Überzeugung, der Dämonie der Technik, der Aufspaltung der Menschen in Klassen, Nationen und Großmächte und dem Verhängnis der totalitären Idee. Kolping erkannte, daß eine Kultur, die sich auf das Diesseits beschränkt, banal und leer bleiben muß. Er fordert keine Revolution, sondern Religion, d. h. die Bindung an eine anerkannte und ewige Ordnung.

2. Ein zweites Fundament sah der Gesellenvater in der gesunden Familie. „Wer der Familie hilft, hilft dem Volke", war eines seiner Worte. Zum Begreifen und zur Anerkennung dieser Wahrheit muß die heranwachsende Jugend in Schule, Kirche und Verbänden konsequent erzogen werden. Sie muß die Verantwortung und die innere Bindung spüren lernen, ohne die alle äußeren Sicherungen, die der Staat geben kann, auch wirtschaftliche Familienhilfe, umsonst sind. Diese Familienarbeit birgt das Streben nach Selbsthilfe in sich. Sie erwartet nicht alles Heil vom Staat. Vor allem ist und bleibt die Familie und das Elternhaus an erster Stelle für die Kindererziehung verantwortlich.

3. Nach dem Programm Adolf

Die ewige Weisheit spricht:
Leiden tut dem, der willig leidet,
daß ihm Leiden nicht mehr zum Leiden wird.
Leiden ist vor der Welt eine Verworfenheit,
aber vor mir eine unermeßliche Herrlichkeit.
Leiden macht mir den Menschen lieb,
denn der leidende Mensch ist mir ähnlich.
Leiden führt und zwingt den Menschen zu Gott,
es sei ihm lieb oder leid.
Die Leidenden werden von der Welt die Armen
geheißen, aber von mir die Seligen,
denn sie sind meine Auserwählten.

Sel. Heinrich Seuse

Kolpings soll der junge Mensch sich in seinem Beruf die Grundlage zum späteren Familienvater schaffen. Er soll in seinem Beruf ein Meister werden, d. h. er soll die ganze Fülle seiner geistigen und fachlichen Anlagen entfalten lernen. Gerade das müßt Ihr, meine lieben Kolpingsöhne, von Jugend auf lernen. Nützt Eure Zeit für den späteren Existenzkampf. Die soziale Marktwirtschaft, die Deutschland aus seinem Wirtschaftschaos herausgeführt hat, ist nicht auf einem Wunder aufgebaut, sondern auf der beruflichen Leistung und der persönlichen Initiative und dem echten Pioniergeist des deutschen Arbeiters und Unternehmers in Handwerk, Gewerbe, Industrie und Landwirtschaft.

4. Auch in seiner Arbeit darf aber der Mensch niemals zum Werkzeug werden. Er darf niemals zur mechanisch-arbeitenden Maschine wie in den totalitären Staaten herabsinken. Dem Staat, dem Volk und Vaterland, unserer jungen Demokratie und Bundesrepublik ist mit Menschen, die nur Sklaven sind, nicht gedient. Vater Kolping war ein kluger, politischer Kopf. Eh sah im Volk die große Familie. Die Familie selbständiger, selbstverantwortlicher, politisch denkender und handelnder Menschen; in den Reihen eines solchen Volkes ist kaum Raum für die „Ohne-mich-Rufer" aller Schattierungen. Auch eine politische Abkapselung ist nicht möglich. Die Demokratie, die in unserem Deutschland nun schon zum zweitenmal ohne ihre Schuld ein besonders hartes Erbe angetreten hat, muß uns allen Herzenssache werden. Wir müssen die politischen Grundlagen, das politische Leben kennenlernen, um mitarbeiten zu können. Wer sich vor der Entscheidung drückt, hat auch kein Recht zur Kritik. Es liegt an unserer Mitarbeit, daß unsere demokratische Republick die wahre, politische Heimat unseres Volkes wird. Wir müssen unseren Staat in Schutz nehmen gegen die Dummheit und Unvernunft der Katastrophen-Politiker von gestern. Wir müssen ihn verteidigen gegen die rote Gewalt von heute. Es ist ein schönes Zeichen, daß so viele aktive Kolpingsöhne heute wieder aktive Politiker und Parlamentarier auf allen politischen Ebenen sind. Ihr, meine lieben, jungen Kolpingsöhne, seid der Nachwuchs! Nutzt Eure Zeit! Arbeitet an Euch selbst! Vertieft Euer Wissen und Können, damit Ihr eines Tages die Euch gestellten Aufgaben übernehmen könnt.

Wenn Adolf Kolping einmal sagte, daß man eine bessere Zukunft sich selber erziehen müsse, so gilt das besonders von der europäischen Zukunft, der wir entgegenstreben. Auch hier mitzuhelfen, sind die Kolpingsöhne aufgerufen. Baut also Euer Leben im kleinen wie im großen in Hingabe — Treue — Eifer zur Sache Kolpings. Mit Kolpings Worten rufe ich Euch zu: „Brüder, rüstig ans Werk! Die Zeit fordert Großes von uns! Mitten in die Bewegung der Zeit bauen wir ein Haus des Friedens und Gottes Segen wird darin walten!"

„Treu — Kolping!"

TABAK

Ein Querschnitt durch die Jahrhunderte

Von Georg Kupke

Wer mag eigentlich in Europa die erste Tabakpfeife angezündet haben? Es ist schwer, diese Frage zu beantworten, wenn sie rein wörtlich gestellt ist und nach dem ersten Europäer forscht, der das unbekannte aromatische Kraut erprobte. Einer der Matrosen und Kriegsleute wird es gewesen sein, die mit den Entdeckern in die neue Welt kamen und bei den Indianern die Tabacos fanden. Er ist unbekannt, dieser erste Raucher, einer der vielen Namenlosen der Konquistadorenzeit.

Aller Wahrscheinlichkeit nach haben Sir Walter Raleigh und seine Seefahrer den Tabak von Virginien nach England mitgebracht und haben ihn neben anderen kuriosen Dingen aus den entdeckten Ländern den staunenden Zeitgenossen vorgeführt, mit denen sie des Abends in den Schenken beisammen saßen. Das sind die Anfänge des Tabakrauchens in England in den 70er und 80er Jahren des 16. Jahrhunderts. Bescheiden zwar, und doch entwickelte sich bald eine verbreitete Volksgewohnheit daraus, die von Großbritannien rasch auf das übrige Europa übergriff.

Raleigh war es auch, der das Rauchen in Gesellschaft durch seine „smoking-parties" populär gemacht hat. Ergötzlich ist die Anekdote, wonach Raleigh von seinem Diener, der noch nie das Tabakrauchen gesehen hatte, mit einem Krug Ale „gelöscht" worden ist, da der gute Bursche glaubte, sein Herr stünde innerlich in Flammen.

Und schon wenige Jahrzehnte später sah man die eleganten Kavaliere Londons bei der Morgenpromenade auf St. Pauls Walk mit ihren Rauchgeräten. In einer Apotheke kauften sie den Tabakvorrat und begaben sich in das Rauchzimmer, das sich an den Laden anschloß, um mit anderen Kavalieren zu plaudern. Oder sie besuchten einen Buchhändler, um sich bei glimmender Pfeife über die neuesten Schriften gegen den Tabak, die vielfach in heiterkeitserregendem Tone abgefaßt waren, lustig zu machen.

Auch in den Schenken traf man die Elégants, disputierend und rauchend, und es mag manches Mal reichlich spät geworden sein, ehe die Herren, die in der holzgetäfelten Wirtsstube versammelt waren, sich erhoben, um mit Windlicht oder Laterne den Heimweg durch die winkeligen Gassen Alt-Londons zu suchen.

Von England aus verbreitete sich das Tabakrauchen zuerst nach Holland. Und von Holland aus kam dieser seltsame Genuß auch nach

Deutschland. Überdies haben die englischen Söldner, als sie im Dreißigjährigen Krieg kreuz und quer durch Deutschland stampften, das ihrige zur Verbreitung des Tabakrauchens auf dem Kontinent beigetragen.

Bei uns war es zuerst die hochwohllöbliche Wissenschaft, die gar vorsichtig das fremde Kraut untersuchte und danach forschte, wie seine Säfte und Kräfte zu Nutz und Frommen der Menschheit angewandt werden könnten. Nur nach Vorschrift der Wissenschaft durfte der Tabak bei seinem Aufkommen in Deutschland geraucht werden. Denn richtig appliziert, „wie einzelne Medici und Physici meinen, soll er sehr gesund und nützlich sein. Äußerlich heilt er Schäden und Wunden, innerlich ist er dem Gehirn von großem Vorteil, denn — wenn das Haupt mit kalter phlegmatischer Feuchtigkeit sehr überhäuft ist, und man alsdann ein kleines Räuchlein des besten Tabaks, mit Anis und Majoran vermischt, ins Gehirn zieht, so ist dies für das Haupt wie eine starke Reinigung, denn das Gehirn wird mit Gewalt zusammengezogen und gedrückt, als wenn man einen Schwamm drückt und die nasse Feuchtigkeit herauspreßt." Dies ist zu lesen in einem Breslauer Kalenderbuch, das Anno Domini 1616 herausgegeben wurde.

Allerdings wußten manche Leute im Volke damals schon der Pfeife eine angenehme Seite abzugewinnen, als Physikus und Pharmazeut es eigentlich beabsichtigten. Wenige Jahre noch und der Tabak trat einen unvergleichlichen Siegeszug durch ganz Deutschland an, so daß Johann Jacob Christoffel von Grimmelshausen, der unsterbliche Verfasser des „Abenteuerlichen Simplizissimus", in seinem 1666 erschienenen Buche „Schwartz und Weiß oder der satyrische Pilgram" in seiner derb komischen Weise erzählt:

„Theils saufen Tabak, andere fressen ihn, von namentlichen wird er geschnupft, also daß mich wundert, warum sich noch keiner vorgefunden, der ihn auch in die Ohren steckt. Und weiß ein jedweder zu sagen, wofür er ihn gebrauche und wozu er ihm wohlbekomme: dem einen erläutert er die Augen, dem anderen zeucht er den Fluß aus dem Hirn, dem dritten lindert er das Zahnweh, dem vierten vertreibt er das Sausen und Brausen in den Ohren, dem fünften bringt er den Schlaf, dem sechsten löscht er den Durst, dem siebenten zeucht er die Schädlichkeiten des eingesoffenen Wassers wieder aus dem Leib, dem achten ist er gut vor böser Luft, dem neunten taugt er die Zeit zu vertreiben und dem zehnten gesellschaftshalber mitzumachen."

Freilich gab es auch genügend reaktionäre Geister, die sich gegen das „Tabaksaufen" mit ergötzlichen Worten wehrten. Aber auf der großen Linie triumphiert der neue Genuß und findet in der Literatur des 18. Jahrhunderts reichen Widerhall. Manche schwülstigen Worte wurden zu seinem Lob geschrieben. So singt ein anonymer Dichter:

Unter allen schönen Waaren,
Die man uns seit vielen Jahren
Aus Amerika gebracht,
Muß bey Jungen und bey Alten
Tabak einen Werth behalten,
Den der Nutz unschätzbar macht;
Der noch bey der Nachwelt
schimmert,

STAATSMACHT— Nicht Staatsallmacht

Papst Pius XII an die Junge Union Berlins

„Der Staat ist kein Letztes, und es gibt keine Staatsallmacht, wohl aber eine Staatsmacht", sagte Papst Pius XII. in einer Ansprache, die er am 28. März vor einer Gruppe von Jugendlichen der Christlich-Demokratischen Union West-Berlins unter Führung von Karlheinz Schmitz und Ernst Laubrinus gehalten hatte. Der Papst sagte, er könne sich vorstellen, daß für diejenigen, die beruflich in der Politik stünden, in den vergangenen Jahren Berlin eine gute Schule gewesen sei.

„Sie bekennen sich zur christlichen Politik", sagte Pius XII. weiter, „also zu einer Politik, die auf christlichen Wahrheiten oder Grundsätzen als ihren letzten Grundpfeilern ruht. Zu ihnen gehört die Tatsache, daß alle Autorität sich von Gott herleitet und an Gott gebunden ist. Der Staat ist kein Letztes, und es gibt keine Staatsallmacht, wohl aber eine Staatsmacht. Und die christliche Politik hat einen starken Sinn für sie, denn ohne Macht kann der Staat sein Ziel, durch eine von allen eingehaltene Rechts- und Sozialordnung das Gemeinwohl zu sichern und zu fördern, nicht erreichen. Zu jenen letzten Grundpfeilern gehört auch die Achtung vor der Menschenwürde. Vor den unantastbaren Menschenrechten, den Rechten des einzelnen wie der Familie, und zu ihnen zählt die freie Betätigung der wahren Gottesverehrung und das Recht der Eltern auf das Kind und seine gute Erziehung."

„Die Staatsmänner sind daran, das geeinte Europa zu schaffen", sagte Papst Pius. „Ein großes Werk, und Wir haben immer wieder erklärt, wie sehr Wir jeden Schritt in dieser Richtung begrüßen. Möchten nur alle, die im öffentlichen Leben stehen und unmittelbar auf solche höchste politische Ziele hinarbeiten, sich bewußt sein, wie sehr deren Bestand von der inneren Gesundheit der beteiligten Völker und Staaten abhängt. Diese innere Gesundheit ist aber nicht zu erreichen ohne starke religiöse Kräfte, die sich irgendwie bis in die letzten Zellen des gesellschaftlichen Organismus auswirken. Wenn schon nicht so vieles andere auf dem Gebiet der öffentlichen Sittlichkeit, so sollten wenigstens die innerstaatlichen Wirtschaftskämpfe, die immer bedrohlichere Formen annehmen, allen Beteiligten die Augen öffnen."

Der Heilige Vater erinnerte einleitend an die Zeit, in der er in Berlin den Heiligen Stuhl beim Deutschen Reich vertreten hat, und erteilte abschließend der Stadt Berlin den Apostolischen Segen. —

Bis der Erdball sich zertrümmert.
Keine Art von Specereyen ....
Können Menschen so gedeyen,
Als uns dieses Kraut ergötzt.

Die Kultur des Rauchgenusses trat allmählich über das rauheste Stadium hinaus. Man begann, ein wenig dafür zu philosophieren; denn als nachdenklicher Mensch empfand man es nicht als „gleichviel, wie man seine Lust stillet und sich einer gewissen Gewohnheit ergibt; daher ist es auch nicht gleichviel wie man Tabak rauchet; sondern man muß es so tun, wie es Leute von Verstand und Geschmak zu tun pflegen, das ist, zu dem meisten Vergnügen und mit Annehmlichkeit. Hierzu wird erstlich und vor allen Dingen gefordert, daß der Tabak, den man raucht, gut sei."

Es ist bezeichnend hierfür, daß zu dieser Zeit der Kaufmann Peter Heuß, wohnhaft zu Hamburg nben dem Banco, durch das „Berlinische Intelligenz Blatt" bekanntgab, „daß bei ihm ‚Tabaco de Becco' zu haben sei, ein lieblich angenehm und gelinder Tabak zum rauchen, daher wegen seiner zerteilenden Kraft und gelinden Abführung des korrosivischen Schleimes großen Applausum gefunden. Zerteilet alle Haupt-Flüsse und Kopf-Schmerzen in wenig Minuten; er stillet durch sein balsamisches Öl alle Schmerzen am ganzen menschlichen Körper, daß gewiß was besonders, da ja sonst Leute, die stark rauchen, austrocknen und durch das rude Salz, in so anderen Tabak stecket, sich viele Leute durch das übermäßige Gebrauchen die Schwindsucht auf den Hals ziehen, aber von diesem ‚Tabaco de Becco' kann einer rauchen den ganzen Tag und wird ihm wohl bekommen; das Pfund kostet 12 Mark und das halbe Pfund 6 Mark, neu Hamburger Courant Geld, ist wohl eingemacht und mit einem Pettschafft, worauf ein West-Indisches Schiff steht, versiegelt und kann es weit und breit verschickt werden."

Berühmt geworden ist das Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I., das allabendlich die inneren und äußeren Angelegenheiten der Politik verhandelte. „Die Tabakstube", so lautete die zeitgenössische Schilderung von Vehse, „war auf holländische Art wie eine Prachtküche mit einem hohen Gestell von blauen Tellern eingerichtet; jeden Abend gegen sechs Uhr kam das Tabakskollegium zusammen und blieb bis 10 Uhr und auch noch länger. Es gehörten dem Kollegium (u.a.) an: Grumbkow, der Alte Dessauer, der Graf Dönhoff, der Oberst von Derschau, die Generäle Gerstorf und von Sydow . . . außerdem die von Fall zu Fall gebetenen Minister und Gesandten. Um den Haupttisch saßen die Herren mit ihren breiten Ordensbändern und rauchten aus langen holländischen Pfeifen; vor jedem von ihnen stand ein weißer Krug mit Ducksteiner Bier und ein Glas. Die nicht wirklich rauchen konnten, wie der Alte Dessauer und Graf Seckendorf, mußten wenigstens eine Pfeife in den Mund nehmen und kalt rauchen; Seckendorf war sogar so gefällig, sich durch fortwährendes Blasen mit den Lippen den Anschein eines geübten Rauchers zu geben. Es ergötzte den König höchlich, wenn fremde Prinzen, die als Gäste anwesend waren, betrunken gemacht werden konnten oder wenn ihnen das ungewohnte Tabakskraut Sterbensübelkeit verursachte. Er selbst rauchte passioniert jeden Abend dreißig Pfeifen. Auf dem Tisch lagen die Zeitungen, die Berliner, die Hamburger, die Breslauer, die Wiener, auch holländische und französische. Ein Vorleser war bestellt, der vorlesen und, was unverständlich war, auch erklären mußte."

Gemütlichkeit, Beschaulichkeit, Bedächtigkeit — das sind die Begriffe, die sich so leicht mit dem Gedanken an die eigentliche deutsche Pfeifenkultur verbinden, die von diesen derbbiederen Rauchkollegen Friedrich Wilhelms I. bis zu den Tagen unseres Großvaters reicht, der im Lehnstuhl beim Dampf der troddelgeschmückten langen Pfeife die „hypermodernen" Allüren der jungen Generation kritisierte. Genießerische Behäbigkeit scheint uns heute einer der charakteristischsten Züge des Rauchers vom alten Stil gewesen zu sein, ein fast philiströses Auskosten aller kleinen Freuden des Alltags. Und in der Tat, den Tag über besorgte man geruhsam seine Geschäfte und schmauchte dabei mit Bedacht ein paar Pfeifenköpfchen. Wenn der Abend kam, schloß man die Läden, verriegelte die Tür und gab sich mit ungeteiltem Vergnügen dem Genuß der Goudapfeife hin. So verrannen, falls nicht Kriegslärm den Frieden störte, die Tage, Wochen und Jahre und mit ihnen ein ruhiges und behäbiges Dasein.

Gleichzeitig mit dem Tabakrauchen erwarb sich die Prise ihre Anhänger. Gab es im 17. Jahrhundert aber noch verhältnismäßig wenige Schnupfer, so gewann die Prise im 18. Jahrhundert bei weitem die Oberhand, und erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde sie durch andere Genußmittel, die Zigarre und später die Zigarette, endgültig verdrängt.

Wie war nun eigentlich die Prise aufgekommen? Man erzählt die originelle Geschichte, daß „die portugiesischen Schiffssoldaten und Bootsleute nach Einnehmung der Küste Brasiliens ballenweise trokkenen Tabak, um ihn nach ihrer Heimat zu transportieren, auf die Schiffe geladen. Es sei von dem Tabakstaub unter ihnen ein so starkes Niesen entstanden, daß sie endlich um dieses besser zu prokurieren, Schnupftabak zu brauchen angefangen, welches nachher in Portugal und Spanien, in Frankreich, in Italien, zuletzt aber in Deutschland zur vollkommenen Mode geworden."

Besonders aber der Glaube, daß die Prise eine vorzügliche Medizin sei, hat zur raschen Verbreitung geführt. Hinzu kommt, daß Katharina von Medici, die Königin-Mutter, dem „tabac a priser" ihre Gunst zugewandt hatte, „da das Niesen einem Gehirn, das voll von

---

TAGESAUSKLANG

Nächtliche Stille schreitet
durch Wiese, Wald und Feld,
der Mantel Gottes gleitet
herab auf unsre Welt.

Mit seligem Vergessen
kommt über dich die Nacht,
du schlummerst ein, indessen
dein Engel dich bewacht.

Er löscht mit leisen Händen
des Tages Lichter aus,
und alle Wege enden
friedvoll vor deinem Haus.

Karlheinz Magerl

Därpfen ist, sehr nützt." Das Volk äffte es nach, und bald wurde aus der hygienischen Mode eine Volksgewohnheit, weil man die Reize und den Nervenkitzel schätzen gelernt hatte.

Feinschmecker fanden heraus, daß man den Genuß durch Zusatz aromatischer Kräuter noch steigern konnte, und mengten den Staub von Rosmarin, Nelken, Salbei oder Majoran, manchmal auch einige Tropfen Rosenöl, unter den Tabak. Zur Herstellung seiner Prise benutzte der Schnupfer eine Raspel, die aus Holz oder Elfenbein gefertigt war und vielfach mit kostbarer Schnitzerei versehen war. Später gab es gemahlenen Tabak zu kaufen, der meistens aus den königlichen Mahl und Stampfwerken in Lissabon und Sevilla stammte. In Deutschland wurden erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts bedeutendere Manufakturen errichtet.

Damit der Tabak sein Aroma und die erforderliche Feuchtigkeit behielt, bewahrte man ihn in Bleidosen oder in gut schließenden blauen bzw. dunkelgrünen Flaschen auf. Um auch außerhalb des Hauses eine Prise nehmen zu können, gab es bald kleine Dosen, Tabatieren, in denen man den Tabak stets bei sich trug. Vom Gebrauchsgegenstand wurden die Tabatieren mit der Zeit zum Luxusgegenstand, der aus kostbarem Holz, Elfenbein, Schildpatt, Perlmutter, Silber oder Gold hergestellt wurde.

Fast alle großen Geister des 17. und 18. Jahrhunderts hatten sich der Prise verschrieben. Voltaire wurde durch das dunkle Pulver angeregt und schrieb scharfe, geistvolle Sentenzen, Gellert und Klopstock schnupften, wenn sie würdige und erhabene Verse dichteten, Friedrich der Große hatte die Prise lieb gewonnen, und auch Napoleon hatte sich in starkem Maße diesem Genusse zugewandt.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fand ein neuer Rauchgenuß, die Zigarre, die in den 20er Jahren bereits hier und da aufgetaucht war und als „neumodische" Afferei angesehen wurde, in Deutschland Eingang bei den breitesten Volksschichten. Und es ist interessant und spaßig zu lesen, wie die „Neue Preußische Kreuzzeitung" gegen die Zigarre wetterte, die damals als ein Zeichen für revolutionäre Gesinnung galt. „Die Zigarre ist das Zepter der Ungeniertheit. Mit der Zigarre im Mund sagt und wagt ein junges Individium ganz andere Dinge, als es ohne Zigarre sagen würde. Erst seitdem die Zigarre allgemein eingeführt worden ist, sehen wir eine gewisse Gattung frecher und häßlicher Physiognomien um uns her stehen, die früher nicht existierten. Seitdem sich die Zigarre einen bleibenden Wohnort bei uns gestiftet hat, haben sich die Familienverhältnisse gelockert und der Respekt des schmauchenden Sohnes gegen den schmauchenden Vater ist nicht mehr derselbe wie ehedem."

Die Zigarre hat ihren Ursprung in den unsymmetrischen und schlecht gewickelten Rauchrollen der Indianer. Im spanischen Amerika und schließlich in Spanien selbst hat man diese rohe Art der Zigarre bald verfeinert und zur Herstellung die berühmten Tabake von Cuba und Havanna verwandt.

Ein Hamburger Kaufmann erlernte die Kunst der Zigarrenherstellung in Spanien und gründete 1788 in Hamburg eine eigene Manufaktur. Das Geschäft ging aber schlecht, bis er sich entschloß, Zigarren gratis zu verteilen. So entstand allmählich ein stärkerer Verbrauch, allerdings von wesentlich lokaler Bedeutung. Zur Zeit der 48er Revolution waren die Zigarrenraucher in allen Gegenden Deutschlands zahlreich anzutreffen.

Viel Liebe und Verständnis für den Tabak war den damaligen Zigarrenrauchern eigen. Wenn die Herren ihren Vorrat einkauften — meistens gleich 1000 Stück — prüften sie die Zigarren mit Kennerblick und schälten oft das Deckblatt ab, um sich das Innere zu besehen. Konnte eine Zigarre allen ihren Ansprüchen genügen, dann erst gaben sie sich froh und sorgenlos ihrem Genuß hin.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts trat eine weitere Geschmacksverfeinerung durch die Zigarette ein, die wiederum ihren Ursprung bei den Indianern hat, die in Maisblätter gehüllte Tabakröllchen benutzten. Aus diesen Tabakröllchen entwickelten die Mittel- und Südamerikaner die Papelitos, die auch in Spanien eingeführt wurden. Von Spanien drang die Kenntnis des neuen Genusses nach der Türkei, der Geburtsstätte unserer heutigen Orientzigarette.

Bald nach ihrem Aufkommen trat die Zigarette in einen scharfen Konkurrenzkampf mit der Zigarre, der bis heute andauert und noch lange nicht beendet sein wird. Heute hat die Zigarette die Zigarre bereits überflügelt und dringt unaufhaltsam vor, ein Beweis dafür, daß es in unserer schnellebigen Zeit den Menschen ein Bedürfnis ist, sich einen kurzen, leichten Reiz zu verschaffen, der sie anregt und beruhigt. Aber nur wenige wissen, wie mannigfaltig und mühevoll der Weg war von der ersten plumpen Tabakpfeife bis zur heutigen eleganten, duftigen Zigarette. —

„Wecken Sie mich morgen früh um sechs Uhr" sagt der Hotelgast zum Portier.

„Nicht nötig, mein Herr, der Gast neben Ihnen schnarcht so laut, daß Sie überhaupt nicht schlafen können."

* * *

In der Wirtschaft: „Ist der Stuhl frei?"

„Nein, da sitzt mein Freund, der dort unterm Tisch liegt."

* * *

„Herr Ober, die Tischdecke hat ja ein großes Loch!"

„Augenblick, gnä' Frau, ich bringe Ihnen sofort Nadel und Faden."

SEGEN der ERDE

In dieser Minute, Freund, werden in Straßburg Hunderte und Aberhunderte von Gänseleberpasteten verpackt, zur Bahn gebracht und in alle Länder verschickt. In Flensburg nehmen junge Mädchen große warme Räucheraale aus den Kaminen und verpacken sie zu je 28 Stück in Holzkisten. Zwölf Lastwagen stehen vor dem Tor der Räucherei und werden mit den aallangen Kisten bis zum Rand geladen. In dieser Minute drehen sich gutgeölt die Bratspieße in tausenden Feinschmeckergaststätten Europas, in London und Paris, in Oslo und Amsterdam, in Brüssel und Rom, Madrid und Barcelona, in München, Hamburg und Düsseldorf, in Zürich und Genf mit leckeren saftigen Masthähnchen über einem roten Holzfeuer, sieden in kupfernen Kasserollen Tausende rotgetupfte Gebirgsforellen, werden goldgelbe Zitronen in Viertel geschnitten und neben Butterkartoffeln aus Malta gelegt. In Alcudia der Insel Mallorca zieht man pralle Netze mit den langschwänzigen Langusten an Land, genug, zehn Großstädte damit satt zu machen . . . auf Helgoland kommen die schweren schwarzen Hummer in tiefe Körbe, eine Schiffsladung von Körben mit frischen Hummern . . . in Sette und Limfjord stehen die kilometerlangen Austerbänke in voller Tracht. Zur gleichen Stunde sind in jedem Wald, auf jeder Wiese Myriaden von Bienen unterwegs, den süßen Honigtau einzutragen, rinnt ein dicker goldener Bach Honig aus den Wabenschleudern in die Gläser am Fließband . . . in einer Entenfabrik werden die auf den Tag und die Stunde genau acht Wochen alten Mastenten in Brutscharen von 500 Stück, jede Stunde eine Brutschar, geschlachtet, gerupft, ausgenommen, gepreßt und tiefgekühlt . . . in dieser Minute sind 90 Millionen Hühner am Werk, jedem sein Tagesei zu legen, nehmen ungezählte Bäcker in Dorf und Stadt goldbraune Brotlaibe aus ihren Backöfen, scheppern auf Fuhrwerken jeder Art die hohen Milchkübel in die Molkerei, Milch, Milch! Täglich so viel in Europa! Reichte das Becken des Zürichsees aus, sie aufzunehmen? In allen Ställen der Welt stehen Händler und prüfen die Ochsen, die Kälber, die Rinder, ob sie einen saftigen Braten versprechen, betrachten die Schweine, ob ihr Rükkenspeck auch den richtigen Frühstücksspeck ergibt, der nur vier Zentimeter dick sein darf . . . stehen in fern-östlichen Ländern mit nackten Füßen, die Bauern, die Frauen und ihre Kinder im Schlammwasser und pflanzen den Reis für die ganze Welt, jedem Menschen wachsen täglich zwei Hände voll Reis zu . . . welch ein Segen der Erde! —

Der Papst an die Bauern

Am Nachmittag des Passionssonntags 1953 war auf dem Petersplatz unter dem strahlenden italienischen Frühlingshimmel der italienische Bauernbund mit 50 000seiner Mitglieder versammelt, um dem kaum genesenen Heiligen Vater seinen Gruß zu bringen und seinen Segen zu erbitten. Als die Lieder und Gebete mit einem vieltausendstimmigen Credo und Ave Maria ihr Ende gefunden hatten, erschien über dem Eingang der Peterskirche der Heilige Vater. Seine Züge und die Beschränkung, die er sich bei seinen Worten auferlegte, bewiesen deutlich, daß er noch an den Nachwirkungen seiner schweren Krankheit zu tragen hatte. Sein Gruß- und Segenswort an die Bauern war um so kerniger und herzlicher:

„Wir grüßen euch, liebe Bauern. In der Herrlichkeit dieser Sonne, eurer Bundesgenossin bei der edlen Arbeit auf dem Feld, bietet ihr Uns heute die Schau des gläubigen italienischen Landvolkes, das in der Kraft seiner stärksten Glieder danach trachtet, unter Dornen und Disteln, wie das Wort Gottes sagt, im Schweiße des Angesichtes das Brot für seine Kinder zu schaffen.

Verbündet ist mit euch diese Sonne, verbündet Regen und Schnee und alles, was Gott euch durch die Mutter Natur für die Arbeit eurer Hände spendet. Aber mehr noch als die Elemente der Schöpfung ist mit eurer Kraft verbündet der Glaube an die göttliche Vorsehung.

Wenn ihr auf Heim und Hof zurückkehrt, an eure fruchtbare Arbeit, zu eurer Tätigkeit in der Familie und in der Gesellschaft, dann tragt mit euch den warmen Wunsch Unseres Vaterherzens. Es ist ein Wunsch des Friedens, sittlicher Kraft, des Gedeihens und der Wohlfahrt, der Treue gegen Jesus Christus und seine Kirche.

Und mit dem Wunsch begleite euch der apostolische Segen, den Wir jetzt mit vollem Herzen euch erteilen, euren Familien und euren Feldern, als Unterpfand des Segens Gottes, der euch zu immer rührigeren und ehrenswerteren Bürgern machen wird, würdig des irdischen Vaterlandes und des ewigen, das uns Christus durch sein Leiden verdient hat."

Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Doch der Bergater in seiner ernsten, gefaßten Art brauchte den Krazuller nur anzusehen, da schwieg er schon. Den andern mit dem Halstuch zog der Speculini nieder.

Anselm hob den Kopf.

„Was habt Ihr da geredet, Tschelmer, mit der einen Hand, mit der andern . . ."

Der Tschelmer wachte auf.

„Ich? Hab' ich geredet?" Dann schlug ihm plötzlich jenes Gefühl, jenes unbestimmte, so laut gegen sein Gewissen, daß er einen Augenblick lang beinahe nüchtern wurde.

„Mit der einen Hand? Geschlagen hab' ich sie!"

Anselm schob das Weinglas zurück. Der schläfrige Blick wich aus seinen Augen: „Was? Geschlagen? Ev?"

„Geschlagen!" sagte der Tschelmer fest, als erwarte er seinen Dienst dafür.

„Wie das?"

Weil sie nicht will!"

Anselm faßte den Tschelmer am Arm und riß ihn mit sich fort.

„Kommt, Nachbar!"

Er zerrte ihn in den Schatten der Bäume hinein.

„Was sagt Ihr da?" Der Arm schmerzte, so wild faßte Anselm zu. „Ev will nicht?"

„So . . . wohl!" stotterte der Tschelmer. Nüchtern war er jetzt wie am hellen Tage. „Will nicht!"

„Warum, sagt warum?"

„Weil . . . es ist ein anderer! So wohl! Ja."

Die Augen! Wenn nur diese grauen Augen nicht wären!

„Wem?" Dem Tschelmer wurde bange um sein Leben.

„Redet endlich!" stieß Anselm hervor.

Da stammelte er: „Dem Lukas!"

Anselm biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten.

„Ist das wahr?"

Der Tschelmer zitterte am ganzen Leibe. Vom Tisch her kam die Tschelmerin geschossen, suchte im Dunkel herum und rief: „Johannes! Johannes!"

„Mein Weib . . ." stotterte der Tschelmer.

„Ob das wahr ist, frag ich Euch!"

„So wahr ich dasteh'!"

Anselm drehte sich um und schloß die Augen, vor denen es rot schimmerte. Ging das nicht alles auf das gleiche hinaus? Wie Schuppen fiel es ihm von denu Augen. All die Jahre her war es so gewesen. Er hatte sich geschunden mit der Ernte — Lukas war mit Ev auf die Berge gestiegen. Er hatte geschuftet im Holz — Lukas war zum Skilaufen gegangen über die Almen, und Ev mit ihm. Blind war er gewesen, er hatte bloß das Korn gesehen, das Holz, die Arbeit! Überall, wohin er sich wandte, Lukas! Ging es um das Recht des Ältesten — Lukas! um den Hof — Lukas! um Ev — Lukas! Und die Mutter, die schaute zu! Überall — Lukas.

Da saß er am Tisch und erzählte von seiner Seilbahn. Speculini zog seinen Notizblock hervor — ganz sicher war er nicht mehr —, doch im groben brachte er noch zusammen, was er suchte: Holz? Lächerlich! Das hatte keinen Bestand. Aus Beton mußten die Stützen sein, Beton, natürlich; denn Eisen war teuer, aber Beton . . .

Während Lukas überschlug, wieviel Träger nötig sein würden, griff er zufällig nach dem Weinglase und merkte in seinem Eifer nicht, daß es das Glas eines Arbeiters war, aus dem er trank. Was war das für ein Wein?

Lukas hatte sich nie etwas aus Wein gemacht. Aber daß die Arbeiter, die doch das Kraftwerk gebaut hatten, einen schlechteren Wein bekamen als er, als die Bauern am andern Tisch, die nur den Nutzen davon hatten, das ärgerte ihn. Daran war nur Anselm schuld mit seinem Geiz; denn er führte auf Fioll den Keller.

Viele waren schon gegangen, vor allem die Mutter, dann die Bauern. Ein Raufbold wie der linke Schächer blieb bis zuletzt, man konnte nicht wissen, eine Gelegenheit zum Raufen gibt es immer früher oder später. Wie oft der Krazuller auf diese Art auch schon furchtbare Schläge hatte hinnehmen müssen, es hatte wenig genützt. Doch heutzutage war er nur mehr der halbe Mensch gegen früher. Er tappte auf den Tisch der Arbeiter zu, der von Emmaus, ihn besänftigend, hing an seinen Rockschößen: „Den einen gebt heraus, den mit dem roten Tüchl!", und wild die Augen rollend: „Der Krazuller Stier kann kein Rot sehen."

Da drückte der Bergater bloß dem Krazuller von hinten den Hut über das Gesicht und schob ihn fort. „Heimgegangen wird! Die andern auch." Da zog der linke Schächer den rechten heimwärts.

Der Platz leerte sich allmählich. Als letzter stieg Speculini in seinen Topolino wie eine Schnecke in ihr Gehäuse. Der Wagen schwankte mit ihm, als er die Straße hinabfuhr.

Lukas suchte Anselm. Er fand ihn auf dem Hofplatz.

„Anselm, warum hast du den Arbeitern schlechteren Wein gegeben?"

„Da bist du?" sagte Anselm unsicher. Und dann erwachend: „Der Wein ist meine Sache!"

Anselm lehnte sich gegen den Stamm der Zirbe.

„Ist der Arbeiter etwa ein schlechterer Mensch, daß er schlechteren Wein verdient?"

„Ich sage dir noch einmal: Der Wein ist meine Sache!"

Anselm raffte sich auf, suchte Halt und hielt Lukas am Rock fest. „Willst du mir den Keller auch noch nehmen?"

„Ich sage dir bloß: Auch ich bin nur ein Arbeiter und . . ."

„Ein Arbeiter? Ich dachte, du wärst ein Bauer? Nächste Woche, wenn dir die Mutter den Hof verschreibt ,bist du wohl wieder Bauer, he? Dann hast du mir alles genommen, was du mir nehmen kannst . . ."

Er krampfte die Finger in den Rock.

„Alles", würgte er hervor, „auch die Ev . . ., die dich gar nichts angeht."

„Du bist besoffen!" Lukas wollte sich frei machen. Doch Anselm hielt ihn fest.

„Die Ev . . . ja, auch die Ev . . ."

„Was gilt dir die Ev? Willst du etwa sagen, daß du sie liebst?"

„Das darfst wahrscheinlich nur du, das . . ." lachte Anselm heiser, „aber ich will sie heiraten, verstanden . . ."

Lukas griff, um sich frei zu machen, nach den Händen des Bruders.

Als Anselm in seinen Fäusten die Kraft des Bruders spürte, erwachte in ihm die lang gestaute Gewalt seines Hasses. Er preßte die Fäuste des anderen nieder. Kraft, ja, die hatte er für drei! Kraft! Dies war das einzige, worin er Lukas überlegen war, das einzige, das ihm noch blieb.

„Wehr dich, wenn du kannst", stieß er durch die Zähne.

Lukas spürte es dumpf in seinem Blut aufsteigen.

„Wie du meinst, Anselm! Doch du bist besoffen!" „Wehr dich, sag' ich, wenn du die Schneid dazu hast!"

Im Scherz oft, als Knaben, hatten sie ihre Kraft aneinander gemessen. Unwillkürlich legten sie sich auch jetzt wie damals, die Hände gegenseitig auf die Schultern und suchten mit den Beinen nach einem festen Stand. Doch die Steinplatten des Hofes waren glatt. Lukas glitt aus.

Anselm nahm dies für eine besondere List und faßte Lukas blitzschnell mit seinen Armen.

Wie die Kraft in seinen Adern schoß! Wie die Arme, leicht wie im Spiel, die Brust des andern umfaßten! Wie er nach Atem rang, dieser stolze, selbstsichere wichtige Herr Bruder Lukas!

Mit einem jähen Ruck entwand sich aber Lukas den Armen des Bruders und sprang zurück. Er konnte nichts sehen; denn die Lichter auf dem Wege waren längst verlöscht.

Da stand Anselm, lauernd, die Fäuste vor der Brust, ein dunkler, unheimlicher Schatten. Lukas war es, als könne er an ihm nur die Augen sehen, diese grauen, stechenden Augen, in denen ein wilder Haß loderte, und er wußte, daß dies kein Spiel mehr war, vielmehr der harte, grausame Ernst des Lebens.

Anselm duckte sich zum Ansprung nieder. Ehe Lukas es sich versah, schnellte er hoch, faßte ihn um die Mitte, schwang ihn auf . . . Lukas wehrte sich, suchte sich an seiner Schulter zu halten, vergeblich. Da warf Anselm den Bruder mit aller Kraft nieder . . . .

Lukas lag auf den Fliesen.

In rasender Wut warf sich Anselm über ihn, preßte die Knie auf seine Brust, schlug mit den Fäusten, wohin er traf. „Gib dich!" keuchte er, riß den Bruder auf, schlug blind auf ihn ein. Endlich spürte Anselm, daß Lukas sich nicht mehr wehren konnte. Die Arme hingen ihm schlaff nieder. Blut brach aus seinem Mund.

Da stand er auf, schob seinen Rock zurecht und ging mit schweren Schritten auf den Hof zu.

Die Mutter kam eben vom Hause her.

„Kümmert Euch um den da draußen, Mutter" sagte Anselm und wies mit der Hand hinter sich, „es geht ihm nicht am besten!" Dann stieg er die Stufen in seine Kammer hinan.

XX

Im Lärchenwald ging das Jahr zur Neige. Als des Nachts die ersten Fröste kamen, wurden die Nadeln der Lärchen an den Spitzen ein wenig heller. Es war ein blasses, zartes Gelb, das gegen das sommerlich saftige Grün andrängte, als hätte die allzulange Sonne die Nadeln gebleicht. Dann aber, bald nach Allerseelen, als auf den Wiesen längst alle Farben verschwunden waren, wurde dieses Gelb kräftiger, voller, wurde zum tiefen, satten Gold. Die Lärchen glühten darin auf, als wäre noch einmal, ehe das Jahr schied, die ganze Wärme des Sommers, eines üppigen Sommers, über das Land hereingebrochen.

Als Agnes eines Sonntags früh am Morgen zum Lärchenwald emporstieg, stand das Licht der Sonne so schräg gegen die Lärchen, daß die Strahlen durch die Bäume hindurchzugehen schienen. Wie das feinste Geäder hervortritt, wenn eine flaumige Feder gegen das Licht steht, wie die Rippen eines Blattes bis in die letzten, zartesten Verzweigungen im Gegenlicht sichtbar werden, so traten die kräftigen, tiefschwarzen Umrisse der Stämme, die vielgegliederten Linien der Äste, der Zweige hart und deutlich hervor. Um dieses klargezeichnete Gerüst aber flutete das Licht der Nadeln, kräftig aufleuchtend, als schimmere es aus purpurnem Grunde empor.

Das Gold der Lärchen über den Wiesen, das herbstkräftige, überklare Blau des Himmels, dazu, in feingestimmtem Dreiklang, die blendend hellen Farben des Dolomits der Berge — dies war das Bild, das Agnes seit den Tagen ihrer Kindheit in sich trug, das Bild von Siron. Und immer, sooft sie diese Bilder aufnahm in ihr stilles Gemüt, war es wie eine Heimkehr in das Reich ihrer Jugend.

Ja, im innersten war sie immer die stillverträumte Agnes De Lay geblieben: Die Augen trunken vom überschwenglichen Gold der Lär-

chen, das Herz jubelnd auf den hellen Gipfeln der Berge, die Sehnsucht weit in der ewigen Größe des Himmels!

Hatte sie auch ein hartes Geschick mit tausend Ketten an dieses Fioll geschmiedet, Siron lag tiefer in ihrem Wesen als Fioll. Lange hatte sie es nicht geglaubt. Doch nun wußte sie es.

Auch in ihrem Leben war es Herbst geworden. Mit kalten Schauern waren die Fröste dieser schicksalträchtigen Jahre in ihr Herz gefallen. Gewiß, damals, als der Fioller den Weg zurück zu ihr gefunden hatte und Nelda, Klein Nelda, als das leibhaftige Glück dieser Jahre unbekümmert dem Leben zu lächelte, war ihr noch einmal mit warmen Farben der Sommer begegnet. Doch war es nur geschehen, das erkannte sie in jenen Tagen, um die dunklen, todesnahen Schatten des anbrechenden Winters um so unbarmherziger aufzuzeigen.

Was sie geliebt hatte, verließ sie.

Zurück blieb allein ihr wundes Herz.

Was Agnes nie in ihrem Leben gequält hatte, nahm ihr jetzt den Schlaf der Nächte, störte den Frieden des Tages, raubte selbst der Arbeit den Segen: Das Gefühl der eigenen Schuld.

Schuld?

Arturo Gentili, der schweigend an ihrer Seite schritt schüttelte den Kopf. Auch er genoß das wunderbare Bild, das um sie beide war. Dann sagte er:

„Schuld? Ich finde keine Schuld. Es wäre Schuld, wenn das Motiv, Signora, zu dieser . . ."

Er suchte nach dem richtigen Wort.

„Lüge!" sagte Agnes, „nennen Sie es, wie es ist, Arturo, zu dieser Lüge!"

„Nein Signora! Wenn das, was Sie zu dieser Ausflucht trieb, ein Böses gewesen wäre, wenn Sie dabei der Gedanke geführt hätte, zu schaden, Übles zu tun, könnten Sie so denken. Aber nichts dergleichen finde ich. Doch ich kenne das andere, das wahre Motiv: die Liebe der Mutter zu ihrem Sohne, jene Mutterliebe, die das Schönste und Rührendste auf Erden ist — selbst die Liebe des Weibes zum Manne wiegt gering dagegen! — jene alle Grenzen, alle Zeiten überragende Liebe, die selbst verzweifelnd noch nach einem letzten Ausweg sucht!"

„Nein, nein, Arturo!" sprach Agnes leidenschaftlich dagegen, „ich will nicht, daß Sie schön und edel machen, was nieder war und nur meiner Eigensucht entsprang. Ich habe gelogen, wie nur ein simples Bauernweib lügen kann, um Christoph für mich zu behalten. Ja, dies ist das furchtbare Unrecht, das durch meine Lüge geschah: Mit dem gleichen Worte, mit dem ich Christoph an mich binden wollte, hab' ich ihn an die andere, an Ev, die er seit Jahren liebte, gebunden!"

„Warum sehen Sie alles von sich aus, Agnes? Warum belasten Sie allein das eigene Herz? Ist es nicht Lukas, den wir tadeln müssen? Warum hat er auch, der Mutter wenigstens, seine Liebe nicht mitgeteilt? Was hätte ihn, den ältesten Sohn und Erben auf Fioll, daran hindern können, dies zu tun? Verzeiht, Agnes, wenn ich es offen ausspreche: In seinem unausgeglichenen Wesen war er sich seines Entschlusses nicht sicher genug. Er wollte sich nicht völlig binden. Zu vieles stürmte auf ihn ein. Ev, das bedeutete auf Fioll bleiben, und das hieß Bauer werden! So ließ er sich selbst, auch wenn er sein Versprechen gewiß ernst nahm, noch die Tür offen. Und ich frage Sie, Signora Agnes: Ist es jetzt etwa anders bei ihm? Unbestimmter denn je ist gerade dies. Ev leidet darunter sehr. Ich weiß es. Welch ein verworrenes Geschick! Die drei Brüder, jeder in seiner Art, treten in ihr Leben: Christoph in leidenschaftlicher Hingabe, alles in diese einzige, einmalige Liebe werfend, Anselm bäuerlich-klug und abwägend, die tüchtige, fleißige Nachbartochter suchend, die künftige Bäuerin — beide Brüder in ihrer Art verschieden, doch gleich in dem, was sie wollen, beide, weil sie aus einem Ganzen handeln, vielleicht bessere Gatten für Ev als Lukas, der, selbst wo er liebt, sich niemals ganz gibt und im letzten unberechenbar bleibt. Doch es ist nun einmal ihr Schicksal, daß Ev gerade ihn, nur ihn, Lukas, lieben muß!"

„Genug, Arturo! Ich schätze Ihre Gesinnung, doch die Antwort, die das Schicksal erteilt hat, war für das Herz einer Mutter schwer genug. Haben Sie Christoph gesprochen?"

„Nein! Die ganze Affäre Colbert, wie sie die Zeitungen nennen, ist noch fällig ungeklärt. Es ist unmöglich, während der Voruntersuchung mit einem der Angeklagten zu sprechen. Der Anwalt meint . . ."

Agnes blieb stehen, die Hand ans Herz gepreßt.

„. . . die übliche Baraffäre! Wildes Hasardieren, alkoholische Ausschreitungen, dunkle, undurchsichtige Geschäfte, Liebesabenteuer, Intriguen! Wirkliche Hochstapler mit wirklichen Kavalieren, Gauner mit Tölpeln zusammen und überall die Nutznießerinnen verworfener Frauenzimmer. Christoph wollte noch einmal sein Leben bis zur Neige auskosten, unschuldig-schuldhaft, ahnungslos-raffiniert, völlig in dieser Atmosphäre ertrinkend, wie er alles, was er tat, nur immer ganz tun konnte. Der Anwalt ist glücklicherweise überzeugt, daß Christoph freigesprochen wird; denn an der großen Unterschlagung, die geschehen ist, war er ebenso unbeteiligt wie an der Spionageaffäre. Die nächste Frage aber ist, ob er sich selbst freigesprochen wird!"

Agnes atmete schwer und fuhr in ihrer Mütterlichkeit fort:

„Wohin mag ihn sein Herz noch treiben?"

„In Christoph ist das Höchste wie das Niedrigste nebeneinander!" sagte der Arzt. Darauf schwiegen beide.

Bei der großen goldfarbenen Birke, die einsam auf einem Felshügel über dem Surlay im leisen Windhauch rauschte, hielt Agnes inne. Wie anders war hier die Landschaft nun geworden. Wo früher die ungestüm übereinandergetürmte Masse des Bergsturzes die Anmut des Lärchenwaldes jäh abgelöst und zur wilden Felseinöde gemacht hatte, zog sich nun ein lieblicher kleiner Stausee zum oberen größeren Surleyer See in das

Hochtal hinein. Freilich, die Ufer waren noch unausgeglichen, halb in die Tiefe gesunkene Lärchen, Birken, die bis zur Krone unter dem Spiegel des Wassers lagen, Steige, die plötzlich abbrachen, versunkene Felsbrocken zeigten noch ihr früheres Bild.

„Das Surlay!" sagte Agnes, tief in ihren Gedanken. „Es war das Schönste, das große, wohlbehütete Geheimnis in seiner Kindheit. Nun ist es ertrunken, vergangen, wie alles im Leben vergeht. Nur eines bleibt: die Schuld!"

Dr. Arturo Gentili hatte ihre Hand ergriffen.

„Alle Schuld wird gelöst auf Erden, liebe Signora. Ewig bleibt die Liebe der Mutter!" —

Über den Lärchenwald her wehte die helle Fahne eines bunten Kleidchens. Nelda kam gesprungen.

„Mutter, Mutter", jubelte sie schon von weitem und winkte mit beiden Händen.

Agnes ging ihr rasch entgegen.

„Mutter, gleich sollst du kommen! Und der Herr Doktor auch!"

„Um Gotteswillen, Nelda, ist es am Ende wegen Lukas?"

„Nein, Mutter, die Lena hat gesagt, mit unserem Altknecht, dem Nagl, ginge es zu Ende. Er hat die Lena, die ihm etwas Essen gebracht hat, fremd angesehen, als kenne er sie gar nicht mehr. Kein Zeichen gibt er mehr, was sie auch in ihn hineingeredet hat."

Dreiundachtzig Winter hatte der Fioller Altknecht, Luzian Hauenschild, genannt Nagl, überstanden. Und nun genügte ein leichter Frühschnee, der kaum den breiten Rücken des Schlern bedeckte, um ihn völlig am Leben irrezumachen. Lang hingestreckt lag er in seinem Bett, stumm und unbeweglich, als läge er schon auf der Bahre. An seinem guten, würdig ernsten Gesicht traten hart die Schädelknochen hervor, tief lagen die Augen in den Höhlen, als sähe schon der Tod mit mildem, gütigem Blick aus diesem Antlitz.

Der Arzt wiederholte an seinem Lager nur, was er drei Winter lang immer über diesen Fall gesagt hatte, daß dieser alte Mensch, medizinisch gesprochen, gar nicht mehr am Leben sei; denn alles an ihm, Puls, Blutdruck, Temperatur, Atem, waren so gegen jede Regel schwach und gering, daß niemand anders mehr in solcher Lage leben konnte. Er zehrte — doch auch dies völlig regellos — nur mehr von seiner Substanz, besser gesagt, er lebte auf Kosten des Lebens. Es war unmöglich, zu sagen, ob dieser widernatürliche Zustand noch länger anhalten könne oder ob die Natur ihr Recht verlangen würde. Entscheidend blieb, ob er selbst noch den Willen zum Leben besaß.

Der Altknecht erwachte. Lange suchte er in dem stillen Raume, als fände er nur mühsam noch in das Leben zurück. Dann erkannte er Agnes.

„Diesmal ist mir ernst, Bäurin", sagte er und versuchte ein wenig zu lächeln.

Agnes nahm seine Hand, diese alte, treue Hand, die drei Fiollern gedient hatte.

Er sagte still: „Es ist keine rechte Freude mehr auf Fioll!"

Die Sorge stand in seinen müden, glanzlosen Augen.

„Fioll hat viel Schweres hinter sich, Bäurin!" flüsterte er und richtete sich auf.

„Nagl, Ihr sollt Euch schonen, noch ist kaum der Winter da. Warum macht Ihr Euch solche Sorgen?"

Da flackerte es unruhig in seinen Augen auf.

„Ich muß bald sterben, doch bevor . . .", die Worte blieben ihm fort. Doch es lag noch Kraft in seiner Hand. „Ihr übergeht, Bäurin?" fragten seine sorgenvollen Augen.

„Ich kann den Hof nicht übergeben, Nagl. Ihr wißt, Lukas liegt schwer danieder. Wer weiß, ob er jemals wieder so gesund wird, daß er die Arbeit auf Fioll tun kann. Anselm ist Knecht beim Stampfeter."

Der Alte schwieg. Dann sprach er mit schwerem Atem: „Nun habt Ihr drei Söhne, Bäurin, und Fioll hat doch keinen Bauer!"

Unruhig gingen seine Augen, als sie die Fiollersöhne irgendwo, Lukas, Anselm, Christoph, und müßten jeden von ihnen prüfen, streng und unerbittlich, mit jenem Blick, der schon das andere Leben sieht. Langsam sagte er nun: „Lukas wird nie Bauer werden!"

Agnes wußte wohl, was er gern noch dazu gesagt hätte. Doch er schwieg.

„Soll ich dem einen, der den Bruder hart an den Tod gebracht hat, mit dem Hof belohnen, Nagl? Kain hat Abel erschlagen. Hat ihn Gott dafür belohnt?"

„Ihr seid hart, Bäurin!" Und nach langem Schweigen: „Ihr wißt, was auf Euch liegt. Doch schwer ist es. Ich möchte nicht so von Fioll gehen, versteht Ihr? . . . Der Fioller, der ist zu schnell fortgegangen . . . Es liegt jetzt alles an Euch, Bäurin . . ." —

Es schneite in nassen, schweren Flocken. Das Dorf kroch tief in den Schnee hinein.

Finsterer noch wurde es in der dumpfen Schmiede. Der Ambosser sah nicht weiter, als das Feuer seiner Esse reichte. Stand da nicht jemand im Schatten? Er hielt den Schlag ein und blickte auf.

In den dunklen Mantel gehüllt, nur das schmale, blasse Antlitz im Scheine des Feuers, stand Ev, das Mädchen von Tscshelm.

„Der Vater läßt Euch bitten, Schmied. Er muß das Holz ziehen vom Tschanwald herab. Doch ist der Sperrtatz gebrochen am Zugschlitten!"

Der Schmied stapfte hinaus in den Schnee und besah den Schlitten.

„Der Schaden ist nicht groß, Ev", sagte er. Die Flammen zuckten unheimlich über sein zerstörtes Gesicht, „wenn sonst kein Schaden geschehen ist . . ."

Da ergriff Ev die Hand des Alten, schüchtern halb und voller Sorge sagte sie:

„Ich darf nicht zu ihm! Es heißt . . . ach! Ich weiß nicht mehr, was noch im Leben gilt. Es heißt, er will nicht mit mir sprechen. Wie soll ich das verstehen, Schmied? Ihr seid sein guter Freund . . ."

„Glaub mir, von zerschlagenen Schädeln ver-

steh' ich genug. Lukas und ich — beide haben wir nun unsere Zeichen. Ein Schädelbasisbruch ist kein gebrochener Sperrtatz, der ist nicht mit ein paar Hammerschlägen und Feuer zu schweißen!"

Der Schmied griff in das Dunkel über sich hinein und zog den Blasebalg nieder.

Höher schlugen die Flammen auf.

Ja, Ev war schmal geworden. In ihren Augen war die helle Freude der schmerzlichen Sorge gewichen. Doch eine bestimmte Entschlossenheit lag in ihrem Antlitz.

„Sagt zu Lukas das eine nur, Ambosser: Ich bin geblieben, wie ich immer war, ich werde . . ."

„Ich weiß nicht, ob er dies hört, Ev. Es ist so viel in ihm zerbrochen, alles, was ihm früher das ganze Leben ausmachte. Von den Dingen versuchte ich, zu ihm zu sprechen, die schon sein Herz erfüllt hatten, als er noch bei mir in der Schmiede saß. Vergebens! Es freute ihn nicht mehr. Er hörte mir zu, ohne mich zu hören. Nach der Seilbahn fragte ich. ‚Ich Narr', stöhnte er da, ‚mit der lächerlichen Technik wollte ich dem Bauer helfen! Was hilft alles, wenn es uns im Innersten fehlt? Wenn kein Herz da ist, kein Glaube . . . Der Mensch entscheided! Nur auf den inneren Menschen kommt es an.' Einmal versuchte ich, von dir zu sprechen, Ev. Ich weiß nicht, ob ich es dir sagen soll. Es wird dich schmerzen . . ."

„Sprecht, bitte, sagt es mir, Ambosser!"

„‚Ach die Tschelmer Ev!' — so sagte er, — ‚drei Brüder waren, alle drei warben um sie. Keiner blieb. Nun ist sie ganz allein'!"

„Ich bin nicht allein, Ambosser, ich liebe ihn. Immer werde ich ihm treu sein, immer."

Da sah er ihr lange in die Augen und ergriff ihre Hände, beide.

„Einmal wirst du glücklich sein, aber du must Geduld haben, Ev, viel Geduld!"

Sie nickte bloß und zog den Mantel fester um die Schultern zusammen. Dann trat sie hinaus in den einsamen Tag, und sie war glücklich. Jetzt schon.

In der ersten Woche des Advents kam die Kälte von den Bergen her. Der Frost klirrte an den Scheiben.

Tiefer kroch der Altknecht unter die Decke.

Als Agnes ihm eines Morgen den lindernden Tee in die Kammer brachte, hielt er sie an ihrer Hand zurück.

„Nun kommt es kalt", sprach er mit matter Stimme, „es geht nicht mehr lange Bäurin!"

Es war kaum noch Atem in ihm. Nur das eine, auf das er mit bangen Augen wartete, hielt ihn noch im Leben fest. „Ehe ich sterbe, Bäurin . . ., verzeiht mir. Könnte ich mit Lukas sprechen! Schwer war mir das bitten im Leben. Jetzt aber tät ich ihn bitten . . . So bitt' ich Euch statt ihn, Bäurin: Sprecht mit Lukas!"

Er suchte den Blick ihrer Augen.

„Ich werde mit ihm sprechen!" sagte Agnes.

Er horchte ihren Schritten nach. Er hörte, wie sie über die Stiege ging. Deutlich vernahm er ihre Stimme, und es war doch ein ganzes, weites Haus mit Stuben und Kammern dazwischen.

Nun wurde vielleicht alles noch gut hier auf Fioll.

Auf dem Rande der alten, zirbenen Bettstatt sah der alte Nagl schon den anderen sitzen, sah, wie er den knochigen Arm einladend nach ihm ausstreckte . . .

„Höi, du! Bin noch nicht so weit, Freund! Warte noch ein bißchen!"

Dann horchte er wieder hinaus auf den Gang, in das Haus, die Nacht lang, die ohne Schlaf blieb, und wieder den Tag.

Endlich kamen Schritte die Stiege herauf. Die Tür öffnete sich.

Anselm kam herein.

Wie er da, leicht gebeugt, über die Schwelle trat, war er so leibhaftig der Vater, daß der Altknecht weit die Augen aufriß:

„Fioller, du selbst?"

„Ich bin es, Luzian, ich, Anselm!"

„Anselm!" stammelte der Alte, und ein Lächeln huschte über seine Züge.

Hinter Anselm trat die Mutter in die Kammer.

„Lukas war mit seinem Entschluß schon fertig, Nagl, als ich zu ihm kam", erzählte sie, „er will, sobald er gesund ist, zum Herrn Goldiner nach Donawitz."

Der Altknecht schob sich auf den Ellbogen höher.

„Und der . . . Anselm, der . . .?"

Sie sah das Flackern in seinen müden Augen.

„Lukas hat mir bei vollem Wissen und vor Zeugen erklärt, das Erstrecht auf den Hof wolle er Anselm lassen, seinem Bruder."

Anselm stand unbeweglich. Keine Miene verriet, was in ihm vorging.

„Ist es deshalb, daß du mich aus dem Holze rufen ließest, Mutter?"

„Ja, Anselm, deshalb! Hier, vor unserem treuen, guten Luzian, wollte ich es dir sagen!"

„Ich höre es wohl, Mutter, und ich danke dir und Lukas." Kein Trotz mehr lag in dieser Stimme. „Doch ich nehme Fioll mit einer schweren Schuld . . ."

„Ach Anselm, wer ist ohne Schuld in dieser Welt?"

Der Alte griff mit zitternden Fingern nach der Hand Anselms und hielt sie lange in der seinen.

Anselm spürte, wie in der Hand des alten Knechtes allmählich das Leben erlosch. Die letzten Worte — kaum noch waren sie zu verstehen. Doch ein zufriedenes Lächeln verklärte das Antlitz dieses guten Mannes.

„Leichter geh ich nun . . . Bäurin . . . Anselm . . . Fioller . . ." Dann fielen ihm die Augen zu.

Anselm aber stand neben der Mutter noch lange am Bett des Toten. In seinem Herzen hämmerten die Worte, die gleichen Worte immer, die er nie vergessen hatte. Nun, da längst verloren schien, was sie bedeuteten, klangen sie mit einem Male wieder, anders freilich, als er sie je gehört, im Leide gehärtet, voll Demut.

„Ich, Anselm Hellensteiner, Besitzer zu Fioll."

Agnes holte Kerzen herbei und zündete die Lichter an. In tiefem Frieden lag Luzian da, es

sah aus, als schlafe er sehr ruhig. So still lag er da nach seinem langen arbeitsreichen und rechtschaffenen Leben.

XXI

Barfüßig lief Nelda über das junge Gras des Angers, um das Lämmchen zu suchen. Ach, es wer noch so jung wie der Frühling selbst, erst ein paar Tage alt. Kaum, daß es herausgefunden hatte, wozu eigentlich die vier Beine gehörten. Einen Sprung tat es, einen richtigen Sprung, als wär ihm erst in diesem Augenblick eingefallen, wie das mit den Beinen wohl gehen müsse. Aber es landet kopfüber im Grase. Hilflos fiel es hin und brachte bei allem Bemühen keine Ordnung mehr in das Durcheinander seiner Beine. Nun lag es da, erschöpft, und blickte mit großen, furchtsamen Augen zu Nelda auf.

„Deine Augen sind gescheit, aber du bist dumm" sagte Nelda, halb strafend, halb im Scherz, „komm mit mir, ich will dir etwas zeigen!"

Nelda nahm das Lämmchen auf ihre Arme und trug es zu den Haselstauden hin; denn dort stand das saftigste Gras. Die derben, rupfigen Blätter der Schlüsselblumen hielten sich noch ganz dem Boden nahe; denn diesem Frühlling war noch durchaus nicht zu trauen. Obwohl schon da und dort etwas Gelbliches aus den dichten Blätterbüscheln hervorschümmerte, konnte man noch nicht sagen, was daraus werden würde, so unbestimmt sah es noch aus.

Nelda zupfte etliche der Blätter ab und steckte sie dem Lämmchen in das Maul. Es bleckte vergnügt seine viel zu langen Zähne. — Ja, die Zähne waren immer das Erste, was bei den Lämmern fertig wurde. Schließlich waren sie auch das Notwendigste, notwendiger als die Beine! Das Lämmchen fraß schon tüchtig wie ein Großes.

„Dieser Bach, der so munter rauscht — hörst du ihn, ja? — Das ist der Tschoi!"

Es war das lieblichste, freundlichste Gewässer in dieser Welt. Wie da die Wellen anmutig einander jagten, wie eine über die andere herfiel, wie sie sich unter die Gräser duckten, über die moosgrünen Steine sprangen, das ging so ohne Unterlaß, das kam und lief und blitzte fröhlich in den Strahlen der Morgensonne.

„Diese lichten Bäume dort, hoch oben ohne Zahl, das ist unser Lärchenwald. Dort wächst das beste Sommergras, du wirst es einmal fressen. Doch dann bist du schon groß und erwachsen!"

Nelda war stolz, daß sie mit ihren schmalen zehn Jahren schon allein das Regiment über alle Schafe des Hofes führen durfte. Jedes von den siebenundzwanzig Schafen kannte sie genau, jedem hatte sie einen eigenen Namen gegeben: Diaul — dies war ein schwarzes, wildes, allzeit streitlustiges, Blotta — das war ernst und folgsam, Pitla — der reinste Übermut, Strion — mehr schon ein Fabelwesen als ein Schaf. Die Mutter mußte weiterhelfen: Lidron, Trofoi, Miol . . . wie erwachten uralte, dunkle Namen zu neuem Leben, wenn Nelda mit den Schafen über den Anger sprang und sie hell in den Frühling rief!

„Dies hoch oben — du siehst nur die dunklen Felsen, die einsamen Birken! —, dies ist der See von Surley. Der ist tiefer, als ein Mensch denken kann, und auf seinem Grunde läutet alle Tage die Mittagsglocke des Surlayer; denn es ist ein ganzer Hof, der dort unter dem Spiegel des Wassers liegt. Doch dies ist eine lange Geschichte!"

Niemand konnte sie so gut erzählen wie der Doktor, obwohl sein Deutsch nicht viel besser geworden war in den Jahren. Dafür aber lehrte er sie das schönste Italienisch. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn, wenn er diese Geschichten deutsch erzählen mußte, weil Nelda ihm noch nicht so weit in seiner Sprache folgen konnte. Dann zog er das feine Tuch aus der Brusttasche, das so durchsichtig und zart war wie ein Schleier, und tupfte sich damit sorgfältig die Stirn ab. Für Nelda gehörte dies so zu den Geschichten dazu wie der feine Duft von Reseda, der immer um den Doktor war. Dann kam wohl die Mutter und sah beide, Nelda und den Doktor, mit dem gleich lieben und gleich strengen Blick an und rief: „Nelda, du sollst lernen!" Dann sprang der Doktor auf, vollführte wie ein Meistertänzer eine anmutige Bewegung rings um Nelda herum, die wie eine Märchenprinzessin artig und schweigsam in der Mitte saß, und rief: „Gentilissima Signorina!"

Hatte die Mutter denn das Lämmchen schon gesehen? So eines gewiß noch nie. Nelda lief, da es zu regnen begann, das Lämmchen in der Schürze, zum Tause zurück, sprang, so rasch sie nur konnte, die Stufen des Turmes hinan; denn die stille Dachkammer war nun ihre eigene Kammer geworden.

Nelda schob sich durch die Tür. Die Mutter war nicht da.

Sie legte das Lämmchen auf das Bett nieder. Es zog sogleich die Beine unter den Leib, steckte den Kopf dazu und schlief ein.

Eigentlich hätte Nelda nun fortgehen müssen; denn sie wußte, wann die Mutter kommen würde! Doch Nelda mußte ja auf das Lämmchen achtgeben. Was konnte ein so junges dummes Schäfchen doch für ein Unheil stiften!

Nelda liebte ihr Kämmerlein über alle Maßen. An beiden Seiten war das Dach schräg in den Raum gezogen, so daß man es gewissermaßen durch die Decke hindurch noch spüren konnte. So stand die Kammer ganz im Wehen des Windes, im Zuge der Wolken. Doch am traulichsten war es hier, wenn draußen der Regen auf das Dach schlug. Da saß Nelda in der Kammer wie im Wipfel einer hohen Lärche. Ein gewaltiges Brausen war rundum. Unablässig rauschte der Regen nieder, und selig geborgen konnte man den Atem des Lebens hören.

(Fortsetzung folgt)

* * *

Die Nachbarin klopft bei Frau Niggenboell: „Öffnen Sie! Hier liegen die Zeitung, die Brötchen und Ihr Mann vor der Tür!"

Bursen für Priesterstudenten

Ferien allüberall. Auch in unseren Priesterschulen, im St. Thomaskolleg und im St. Karls-Priesterseminar der Oblaten zu Battleford. Die Seminaristen sind geborgen, sie leben ihre traditionellen „Kloster-Ferien in ihrem schönen Camp auf einer Insel in der Nachbarschaft Goodsoils, Sask. Die Studenten von St. Thomas sind zu Hause, bei ihren Eltern. Denken wir an sie: Viele, die ganz bestimmt berufen sind, verlieren ihren Beruf! Es gefällt ihnen die „Welt der Ferien". Sie sind auf Besuch zu Hause, werden oft von ihren Eltern leider ein wenig verhätschelt, so daß sie meinen, es sei immer so zu Hause und in der Welt: Ferien, wenig Arbeit, keine Verantwortung, gute Kleidung und noch besseres Essen, das der Vater bezahlt und die Mutter bereitet, viel Vergnügungen, neue Freunde, Zeitungen, Radio — und alles umsonst. Für nichts. Jugend denkt nicht viel nach, ist immer bereit, zu genießen. Sie ist aber auch bereit, belehrt zu werden, Führung anzunehmen. Geben wir ihr rechte Anleitung, und beten wir für unsere Priesterstudenten. Viele gibt es da, die gerade jetzt wieder davon träumen, ins Kolleg zu gehen, um Priester zu werden. Sie können nicht, da ihre Eltern zu arm sind. Ihnen zu helfen, sammeln wir hier.

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$6,697.22
Ein Freund, Tribune, Sask.	2.00
Mrs. Maria Multarzynski, Beebe, P.Q.	1.00
Mrs. John Friedt, Estevan, Sask.	1.00
M. Dillman, Kelowna, B. C.	1.00
Mrs. Magd. Eisler, Moose Jaw, Sask.	1.00
	$6,703.22

★

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$1,579.87
Mrs. Becker, Bashaw, Alta.	1.00
	$1,580.87

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Frohes und Froehliches

Ausweg: Der kleine Franzl wird am Abend ins Bettchen gebracht. Es paßt ihm gar nicht, daß die Mutti ihn so schnell allein läßt. Aber Mutti hat noch in der Küche zu tun. "Was hast du denn noch zu tun?" fragt Franzl weinend. "Ich muß noch Kartoffeln schälen." Aber Mutti, ich habe doch Angst, wenn ich so allein bin." — "Franzl", tröstete ihn die Mutti wieder, "ich habe dir doch schon oft erklärt, daß brave Kinder nie allein sind, weil immer der liebe Gott bei ihnen ist." Franzl wird still. Plötzlich strahlt er über das ganze Gesichtchen. "Mutti, da bleibe doch du bei mir und laß den lieben Gott die Kartoffeln schälen!"

Der Grund: Die kleine Hanne hörte eifrig zu, wie ihre Lehrerin die Geschichte von der Arche Noe erzählt. Schließlich sagt die Lehrerin: "Als Noe endlich mit seinen Angehörigen aus der Arche aussteigen konnte, dankten alle dem lieben Gott. Warum dankten sie dem lieben Gott?" Hanne meldet sich: "Weil sie so lange Schiffchen fahren durften."

* * *

Aus Polizeiberichten: Als die Beschuldigte an mir vorüberging, ließ sie etwas wie eine alte Kuh fallen. Eine unwahre Bezeichnung, durch die ich mich nach der Lage der Sache beleidigt fühle.

Bei Raffkes: "Nach dem Braten will unsere Hannelore Schuberts Lied 'Am Meer' singen!"
"Is jut! Dazu läßt du den Heringssalat servieren!"

* * *

Der geistreiche Professor Lichtenberg hatte das Unglück, mit sehr großen Ohren ausgestattet zu sein. Als ihn darob einst ein Bekannter verspottete mit den Worten: „Aber, Herr Professor, was haben Sie für häßliche große Ohren!" entgegnete Lichtenberg: „Ganz recht — meine Ohren und Ihr Verstand — das gäbe einen famosen Esel!"

* * *

Ein Betrunkener wankt schwer beladen in großen Bogen über die Straße. Die Mädchen kreischen und machen ebenfalls große Bogen um den Wankenden. Mit einem Male bleibt der Besoffene stehen und meint: „Lassen Se man, Fräuleins, die Bogen mache ich schon."

* * *

Während einer Unterhaltung mit dem Pfarrer gerät der Pitter in Verlegenheit. Der Name des Ortes, von welchem er spricht, ist ihm plötzlich entfallen. Soviel er sein Gehirn auch anstrengt, es ist umsonst. Der Name ist da, greifbar nahe, aber wie er ihn sprechen soll, ist er wieder fort. Der Pitter sagt zum Pfarrer: „Das Dorf liegt mir auf der Zunge."

„Dann strecke mal die Zunge heraus", empfiehlt der Pfarrer, „vielleicht erkenne ich es am Kirchturm."